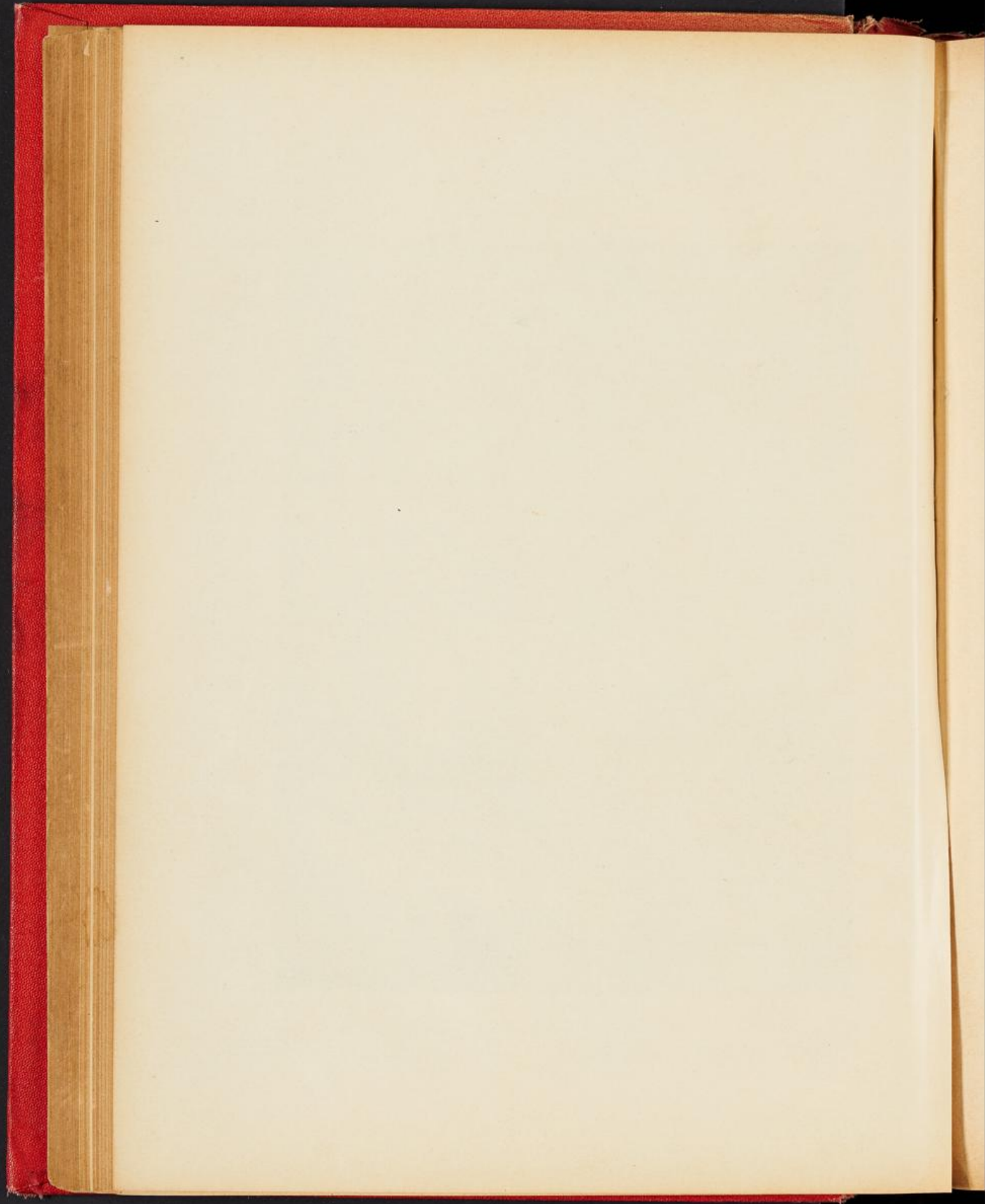


**Lesendes Mädchen. Von L. Passini.**

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.







## Frau Eva.

Novelle von Moritz von Reichenbach.

### I.

Die Saison des Bades Lorbeck neigte sich ihrem Ende entgegen. Man schrieb einen der letzten Augusttage. Mißmuthig schlenderte der Assessor von Hagen durch die verödeten Anlagen, ärgerlich über seinen Arzt, der ihn nach Lorbeck geschickt und über seinen Präsidenten, der ihm so spät Urlaub erteilt hatte. Er wollte zwar von den Strapazen der Arbeit ausruhen, wollte keinen lärmenden Bade-Carneval feiern und noch weniger irgend ein paar Modeschönheiten den Hof machen. Aber er wollte mit ein paar vernünftigen Männern und vielleicht auch schönen Frauen ab und zu ein anregendes Wort wechseln. Aus seinem Programm war Langeweile ausgeschliffen, und Horst von Hagen langweilte sich. Mit einem leisen Anflug von Neid sah er ein junges Paar auf einer Bank am Wege sitzen, und sich, wie es schien, sehr lebhaft und angeregt unterhalten. Der junge Mann hielt die Hand der Dame in der seinen und hatte sich so dicht zu ihr gebeugt, daß sein blonder Schnurrbart fast ihre dunklen Stirnlocken berührte. Bei Hagens Näherkommen rückte das Paar offenbar erschreckt auseinander.

Dieser ging discret eilig vorüber, aber er hatte doch bemerkt, daß der junge Herr dort ihm merkwürdig bekannt vorkam und er dachte während des Heimweges darüber nach, woher er ihn kenne, ohne es ausfindig machen zu können.

Am nächsten Tage begegnete er dem Paare wieder. Die beiden Männer sahen einander an, es war als wollten beide stehen bleiben, aber die junge Dame schritt eilig weiter und ihr Begleiter folgte ihr, ohne weiter Notiz von Horst zu nehmen.

II. 2.

„Jetzt weiß ich, wer Du bist,“ dachte Horst, dem Paare verstohlen nachblickend, — „ist das aber ein Pech! In dieser Einöde hier trifft man endlich einen Bekannten — da ist derselbe aber offenbar so mit Süßholzraspeln beschäftigt, daß er einen nicht kennen will! Das war ja der kleine Karl Herfall — er war freilich Fuchs und ich war schon ein bemooftes Haupt bei den Heidelberger Bandalen, als wir dort zusammen poculirten — aber wir waren doch gute Freunde und haben lustige Zeiten zusammen verlebt. Und sie, wer mag sie sein? Sehr hübsch ist sie jedenfalls. Ich will doch gleich die Kurliste studiren, wenn ich in's Bad komme.“

Er schlug den Rückweg ein und ging, um denselben zu verkürzen, durch ein kleines, ziemlich dichtes Gehölz, welches sich hinter der Colonnade der Verkaufsläden hinzog.

Da glaubte er plötzlich bei einer Biegung des Weges wiederum Karl Herfall vor sich zu sehen, aber diesmal trug seine Begleiterin eine halb ländliche Tracht und hatte blonde Zöpfe. Die Unterhaltung wurde auch lauter geführt als die vorige.

„Ach was, ein Kuß und eine Rose, das gehört zusammen,“ rief der junge Mann, den der Assessor für Karl Herfall hielt. „Die Rose habe ich gekauft, den Kuß will ich nun geschenkt haben.“

In diesem Augenblick knackte ein trockner Zweig, auf den der Assessor getreten war.

„Jesus Maria!“ schrie das Mädchen auf und lief, ohne sich weiter umzusehen, in der Richtung der Colonnade davon. Horst sah sich jetzt den jungen Mann näher an, doch dieser drückte den Hut tiefer in's Gesicht und ging mit großen Schritten davon.



„Ist er es oder ist er es nicht?“ dachte der Assessor. „Es scheint mir doch, als hätte er vorhin einen braunen Rock angehabt, und jetzt trägt er einen grauen. Entweder ist mein kleiner Fuchs von einstmal's ein großer Don Juan geworden oder er hat einen Doppelgänger.“

Er ging in das Kurhaus und ließ sich die Liste der Gäste geben. Wichtig, da standen sie, die Herfalls waren in Massen gekommen, wie es schien. Und seit drei Tagen waren sie in Lorbeck — wohnten ganz in der Nähe des Assessors, es wäre also ein bequemer und angenehmer Umgang gewesen, wenn nicht —

Horst von Hagens Gedankengang wurde durch eine ihm wohlbekannt klingende Stimme unterbrochen, welche in ziemlich erregtem Tone die Kurliste von dem Oberkellner verlangte.

Horst blickte sich um —

„Nein, ich irre mich gewiß nicht — Horst von Hagen?“ rief der zuletzt Eingetretene.

„Karl Herfall, das ist ja ein reizendes Zusammentreffen!“ Horst reichte ihm beide Hände entgegen.

Eine Viertelstunde später saßen Beide unter der Veranda des Kurhauses und feierten ihr unerwartetes Wiedersehen mit goldbigem Rheinwein, der ihre Heidelberger Erinnerungen feurig belebte und sie bald den Zwischenraum von Jahren, der zwischen einst und jetzt lag, vergessen ließ. Sie hatten einander in dieser Zwischenzeit gänzlich aus den Augen verloren, denn Horst's Heimath lag in den Rheinlanden und Herfall war in den östlichen Provinzen zu Hause.

„Wir leben jetzt mehr in Ungarn drüben als auf unfrem kleinen schlesischen Gute,“ erzählte Karl Herfall. „Ein Bruder meines Vaters hatte dort große Besitzungen, welche mein Vater jetzt verwaltet.“

„Hat Dein Onkel keine Familie hinterlassen?“

„Nur seine Wittve, eine kränkliche Frau, deretwegen wir hier sind.“

„Ah, eine Erbtante also!“

„Ja, die Bezeichnung würde ganz gut für sie passen. Erstens fallen die Güter nach ihrem Tode durch Familienbestimmung einmal an unsre Linie, und dann verfügt sie noch über ein so bedeutendes Vermögen, daß sie sich zur Erbtante qualificiren würde. Besser jedenfalls als zur ersten Liebhaberin!“

„Nach einer solchen hast Du Dich aber auch schon umgesehen,“ meinte Horst lächelnd.

Karl Herfall seufzte.

„Ich weiß wohl, daß Du uns im Walde gesehen hast — und darum ist es auch besser, daß ich meine Karten vor Dir ganz aufdecke. Die junge Dame, mit der Du mich triffst, ist Fräulein Irene von Seiger, die Stieffchwester meiner Tante. Wir

sind heimlich verlobt, aber unsre Verhältnisse erlauben uns nicht, damit offen hervorzutreten — es ist eine unglückselige Geschichte — stelle Dir vor, daß mein Vater sich mit dem Gedanken trägt, aus mir und der »Erbtante« ein Paar zu machen. Ich sterbe aber lieber, als daß ich mich an diese kalte, langweilige, kränkliche Frau schmieden lasse, die noch dazu älter ist als ich. Mein Vater ist mit mir und meinem Bruder nur hierhergegangen, damit jede anderweitige Annäherung an die Erbtante von vornherein unmöglich gemacht wird. Als ob sie verführerisch wäre! Du solltest sie kennen! Aber wir, Irene und ich, schlagen Kapital aus dieser Grille. Irene hat ihre Mutter vermocht, die Stieftochter ebenfalls zu begleiten — man hat im Bade doch immerhin mehr Freiheit sich zu sehen als daheim.“

„Sage einmal,“ unterbrach Horst den Bericht seines Freundes, „sieht Dein Bruder Dir ähnlich?“

„Ja, sehr, besonders seit er den Bart gerade so trägt wie ich. Er thut das nur um mich zu ärgern — er macht nämlich auch Irene den Hof — aber er liebt sie nicht, wie ich, er gehört nur zu den Menschen, die hinter jeder Schürze herlaufen.“

„So, so“

„A propos, wenn Du Gelegenheit haben solltest, ihn mit irgend einem hübschen Weibe bekannt zu machen, so veräume es doch ja nicht — er greift nach jedem neuen Spielzeug, und ich wäre ihn dann los. Jetzt ist er mir bei Irene manchmal wirklich sehr unbequem.“

„Hm, hm.“

„Aber ich langweile Dich mit meinen Geschichten, nicht wahr — ja, weß das Herz voll ist . . .“

„Du langweilst mich gar nicht — aber ich an Deiner Stelle würde direct zur Erbtante gehen, ihr sagen, daß ich ihre Stieffchwester liebe und um ihren Schutz bitten.“

„Wo denkst Du hin?“

„Ist sie etwa selbst verliebt in Dich?“

„Die Erbtante? O nein! Die ist wohl alt geboren worden und nie in ihrem Leben verliebt gewesen. Wenn sie einmal an's Sonnenlicht kommt, werde ich Dich vorstellen. Da kannst Du selbst urtheilen.“

„Dann sprich ein offnes Wort mit Deinem Vater. Ich bin immer für offnes Visir.“

„Du kennst meinen Vater nicht. Direkter Widerspruch hieße bei ihm die Pferde hinter den Wagen gespannt. Nein, nein, mir bleibt nichts andres übrig als zu laviren. Irene und ich wir sind ja noch jung — die Zeit muß für uns das beste thun. Aber schwer ist das alles manchmal, Du glaubst nicht, wie schwer es ist! — Doch nun sprechen wir von Dir. Wie lebst Du, was treibst Du?“



„Ich,“ erwiderte Horst etwas gelehrt, „o, von mir ist nicht viel zu sagen. Ich habe ein paar Jahre gebummelt und dann ein paar Jahre als Regierungsbeamter ziemlich stramm gearbeitet. Ich habe ein paar Jahre lang die Welt ganz subjectiv und mich, naiver Weise, als einen Theil ihres Mittelpunktes betrachtet. Seit einiger Zeit aber bin ich objectiv geworden, interessire mich nicht mehr übermäßig für mich — ah, wozu davon sprechen! Ich freue mich, daß ich Dich hier gefunden habe, und ich hoffe, wir werden gute Kameradschaft halten!“

## II.

Horst hatte noch am selben Abend die Bekanntschaft des alten Baron Herfall und seines zweiten Sohnes Paul, sowie der Frau von Seiger und ihrer Tochter Irene gemacht. Nur die »Erbtante« war unsichtbar geblieben.

„Sie ist sehr zart und muß geschont werden,“ sagte der alte Baron.

„Sie ist leider immer kränklich!“ seufzte Frau von Seiger.

„Sie ist schlechter Laune oder apathisch,“ flüsterte Karl seinem Freunde zu.

Am nächsten Morgen kletterte Horst einen einsamen Waldweg empor. Am Anfang desselben traf er Paul Herfall, der eine Rose zwischen den Lippen hielt und auf irgend etwas zu warten schien. Horst's Aufforderung, ihn zu begleiten, lehnte er ab, indem er behauptete, Frau von Seiger erwarten zu müssen.

„Der wird dem guten Karl nicht gefährlich werden,“ dachte Horst, „und ich meine, ich brauche ihm nicht erst einen Zeitvertreib zu schaffen, der ihn von der schönen Irene fern hält. Er hat ihn schon allein gefunden.“

Den Weg hinab, Horst entgegen, kam ein Jäger, die Büchse über der Schulter, geschritten. Er ging langsamer, als er Horst bemerkte und sah diesen so eigenthümlich an, daß es ihm auffiel. Nach einigen Schritten wandte Horst sich um. Der Jäger stand noch auf derselben Stelle, wo er Horst begegnet war und blickte ihm nach.

„Sonderbarer Kauz,“ murmelte Horst und stieg weiter hinauf. Auf der Höhe lief der Waldweg eben hin.

Horst that einige tiefe Athemzüge und blickte über eine Lichtung hinab in das Thal, das sonnenglänzend zu Füßen des Bergwaldes lag. Da hob sich vor ihm zwischen den Farrenkräutern und kleinen Nichten der Schonung ein blonder Kopf empor und blickte gleich ihm in das Thal hinab. Das Gesicht der Dame, welche sich diesen Lagerplatz auf dem Abhange gewählt hatte, konnte er nicht sehen. Er sah nur den zierlichen Kopf, über dessen blonder Zopfkrone die Sonnenstrahlen spielten.

„Aha, da ist auch Jemand, der guten Geschmack genug hat, den Wald der Kurmusik vorzuziehen,“ dachte Horst.

Eine Bank stand hinter ihm am Wege. Er setzte sich darauf und fand, daß die Dame da unten in der Schonung ihren Platz mit viel Geschick gewählt hatte.

„Wenn ich nicht fürchtete, sie zu verschrecken,“ legte ich mich auch dorthin in das weiche Moos,“ dachte er. „Und wie hübsch der Blick ist! Unmittelbar unter uns die Baumkronen mit ihren verschiedenen Schattirungen, dann das sonnige Thal mit den weißen Häusern und dem Fluß und jenseit die in blauen Duft gefüllte Bergkette. Wirklich schön!“

Weißer Schmetterlinge gaukelten über der Schonung, und ab und zu, wenn dieselben gar zu dicht an dem blonden Kopf vorüberflogen, hob sich eine weiße Hand, an welcher ein Diamantring farbige Blitze sprühte, empor und streifte die Falter ohne sie zu fangen. Die Zweige rauschten und die Bienen summteten — sonst entweichte kein Ton die Stille des Waldes. Horst blickte träumerisch vor sich hin. Waldesrauschen und Waldeinsamkeit gehörten zu seinen frühesten Erinnerungen. Wie oft war er mit seiner Mutter durch den Bergwald geschritten und sie hatte ihm von seinem Vater erzählt, der gestorben war, noch ehe Horst mit Verständniß den Vaternamen aussprechen konnte. Dann war auch sie gestorben. Die Vormundschaft hatte sein väterliches Gut verpachtet, er war fremd geworden in der alten Heimath und stand allein in der Welt. Nur das Waldesrauschen sprach ihm manchmal von seiner Kindheit.

Horst hatte wohl ziemlich lange so gesehen, den Blick in das Waldesgrün gerichtet und in Gedanken in ferne Zeit zurückschweifend. Als er endlich aufstand um weiter zu gehen, blickte er unwillkürlich wieder nach der blonden Dame auf dem Abhange vor ihm. Zuerst konnte er sie nicht entdecken. Er trat etwas weiter vor. Da sah sie vor ihm. Sie hatte das Gesicht in ihre Hände gedrückt, als weine sie. Horst trat zurück. Er wollte nicht indiscret erscheinen. Ein Seufzer klang zu ihm herauf, so tief und schmerzlich, daß er einen mitleidigen Blick auf den geneigten blonden Kopf warf. Langsam schritt er weiter.

Auf dem Rückwege sah er nochmals den Jäger. Derselbe blickte aber diesmal gar nicht auf. Mit finster zusammengezogenen Brauen, die Hände in den Taschen geballt und leise vor sich hinhimmelmelnd, schritt er an Horst vorüber.

Kurz vor seinem Hause traf Horst Karl Herfall.

„Ich hatte heut eine wunderliche Begegnung,“ sagte dieser. „Ich kaufte einen Strauß Rosen für Irene. Da begegnet mir, als ich eben damit hinter



der Colonnade vorübergehe, ein Mensch in Jägerkleidung, fixirt mich in sonderbarer Weise und bleibt gar vor mir stehen. »Was wünschen Sie?« frage ich. »Ich wollte Sie nur warnen, Herr Baron,« antwortete er mir; »die Rosen wachsen auf gefährlichem Jagdgrunde.« Ich sagte ihm natürlich, daß ich ihm riethe, nach Hause zu gehen und seinen Rausch auszuschlafen, worauf er etwas murmelte, was offenbar kein Segenswunsch war, und davon trollte."

»Ich habe denselben Kerl im Walde gesehen,« rief Horst; »er war offenbar betrunken.«

»Ja, das dachte ich auch — übrigens, ehe ich es vergesse, ich wollte Dich bitten, doch Paul zuzureden, die heutige Reunion mit Dir zu besuchen, ich möchte den heutigen Abend so gern ungestört mit Irene verbringen.«

Horst dachte, daß er vielleicht die Blondine aus der Schonung auf der Reunion treffen könnte und willigte ein.

### III.

Horst war nicht auf seine Rechnung gekommen. Eine Blondine war allerdings bei der Reunion gewesen; sie hatte aber den Wald noch nicht besucht und trug auch das Haar in kurzen Lösschen. Horst aber hätte gern das Gesicht der Eigenthümerin der blonden Flechtentkrone gesehen.

Am anderen Morgen wanderte er wieder den Weg nach der Schonung hinauf, und als er sich vergewissert hatte, daß er allein war, kletterte er den Abhang hinab bis zu dem moosigen Stein zwischen den Farrenkräutern, wo er gestern die Unbekannte gesehen hatte. Er setzte sich auf den Stein und blickte um sich. Das Thal vor ihm lag noch im Schatten, aber auch in dieser neuen Beleuchtung war der Blick schön.

»Ein recht weltverlorenes Plätzchen, zum Träumen wie geschaffen,« dachte er, »aber glückliche Träumereien schienen es nicht zu sein, die »sie« hier beschäftigten. Ach ja, glücklich ist man eben erst, wenn man sich eine gewisse Portion Objectivität angeeignet hat, wie ich — d. h. man ist dann ruhiger. Glück — glücklich sein — was heißt das überhaupt? Glücklich ist man vielleicht, so lange man die Welt noch so sieht, wie man sie sich träumt, wenn man noch ganz jung ist. Nachher kommen die Enttäuschungen und dann die Resignation. Es ist immer dasselbe.«

Er legte sich zurück in das Moos und blickte zu dem Farrenkraut auf, das über seinem Haupte schwankte. Da faßte seine Hand etwas Hartes, das im Moose neben ihm lag. Es war ein kleines, ziemlich abgegriffenes Buch — Goethe's Gedichte.

Der Name »Eva« stand auf dem Titelblatt.

»Eva,« wiederholte Horst, »das ist also die

Blondine von gestern, kein Zuname steht dabei. Als ob es nur eine einzige Eva auf der Welt gäbe! Und sie liest Goethe's Gedichte, träumt im Walde und weint! Ob sie bloß sentimental ist oder ob sie wirklichen Kummer hat?« Er blätterte in dem Buche.

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh,  
In allen Gipfeln spürest Du  
Raum einen Hauch.  
Die Vöglein schweigen im Walde,  
Warte nur, balde  
Ruhest Du auch.“

»Das hat sie angestrichen. Sie trägt sich also mit Todesgedanken und schien doch noch nicht alt.« Er blätterte weiter. Da fand er in dem Liede »An den Mond« ein Fragezeichen neben der Strophe:

„Ich besah es doch einmal,  
Was so köstlich ist,  
Daß man doch zu seiner Dual  
Nimmer es vergißt.“

»Seltsam,« murmelte er, »kennt sie die Liebe nicht?«

Ein Geräusch machte ihn zusammenschrecken, als sei er sich eines Unrechts bewußt.

Er blickte auf. Hinter ihm, auf der halben Höhe der Berglehne, stand eine Dame. Sie trug den Hut am Arme hängend, ein schwarzes Spitzen-tuch lag lose um ihren Hals und auf ihrem reichen blonden Haar spielten die Sonnenlichter, die sich zwischen den Baumgruppen hindurchstahlen. Sie hatte die Augen weit geöffnet im plötzlichen Schrecken über die unerwartete Erscheinung des jungen Mannes und als sie vollends das Buch in seiner Hand entdeckte, farbte tiefe Bluth ihre vorher etwas blassen Wangen. Horst war aufgesprungen. Er fand die Situation mehr angenehm als erschreckend.

»Verzeihen Sie mir, wenn ich indiscret erscheine,« sagte er, »aber Ihr Lieblingsplatz ist in der That so reizend, daß ich glaubte, heute in Ihrer Abwesenheit mich daran erfreuen zu dürfen.«

»Mein Lieblingsplatz?« wiederholte sie sehr verwirrt, »aber woher wissen Sie denn, daß dies mein Lieblingsplatz ist?«

»Ich sah Sie gestern hier —«

»Ah, man kann mich also hier sehen? Ich hielt diesen Platz für so versteckt —«

»Im Allgemeinen ist er es wohl auch, habe ich doch selbst auf dem Wege, der oberhalb dieser Schonung hinführt, noch nie einen Badegast getroffen — aber ich liebe die Waldeinsamkeit, und so fügte es der Zufall, daß ich Sie sah —«

»O, das thut mir leid —«

»Meine Gnädigste, Sie brauchen keine weitere Indiscretion von meiner Seite zu befürchten. Ich werde fortan diesen Weg vermeiden und Sie werden dann gewiß ganz ungestört bleiben. — Vorher



erlauben Sie aber, daß ich Ihnen dieses Buch, das Sie jedenfalls hier vergaßen, zurückstelle.“ —

„Ich danke Ihnen, ja, ich habe es gestern vergessen, aber — bitte, glauben Sie nicht, daß ich Sie für indiscret halte. Ich wollte Sie nicht verlegen — ich bin den Verkehr mit Fremden so ungewohnt.“

Es lag eine so rührende Bitte in ihren Augen, sie war so sichtlich verwirrt und bemüht, die Wirkung ihres »das thut mir leid« abzuschwächen, daß Horst seinen Aerger darüber schnell vergaß.

„O, meine Gnädigste, ich finde es sehr begreiflich, daß Sie einem Menschen zürnen, der sich ungerufen in Ihr Waldversteck drängte.“ —

„Nein, nein, ich zürne Ihnen nicht, wirklich nicht! Der Wald gehört doch am Ende Allen — und — wenn Ihnen diese Schonung besonders gefällt — wir finden doch wohl Beide Platz darin. Ich versichere, daß Sie mich durchaus nicht stören — ich glaube sogar, daß es mir lieber sein wird, ein menschliches Wesen in der Nähe zu wissen.“

„Wenn das der Fall ist — so erlauben Sie mir vielleicht, auf der anderen Seite der Schonung mein Lager aufzuschlagen. Wir werden uns nicht sehen und nicht stören und doch das beruhigende Gefühl haben, daß wir nicht allein sind.“

„Ja, das wollen wir thun,“ sagte sie und ein Lächeln, das ihr feingeschnittenes Gesichtchen wunderbar verschönte, spielte dabei um ihre Lippen.

„Auf gute Nachbarschaft also — und damit Sie wissen, wer Ihr stummer Nachbar sein wird, erlauben Sie mir eine nachbarliche Formalität zu erfüllen.“

Er reichte ihr seine Karte. Sie warf einen flüchtigen Blick darauf und wieder stieg das Blut in ihre Wangen. Er war gespannt, ihren Namen zu hören, doch sie nannte denselben nicht, und da sie das Gespräch nicht fortsetzte, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich zurückzuziehen.

Er durchstreifte die Schonung und fand auch bald einen Platz, der ihm zur Lagerstätte geeignet schien.

Er warf sich auf das Moos, verschränkte die Arme unter dem Kopf und blickte zum blauen Himmel auf.

„Wer diese Eva sein mag?“ fragte er sich. „Ist sie eine Frau oder ein Mädchen? Ich taxire sie auf 26 Jahr — das Alter, in dem ein Weib anfängt nachzudenken und interessant zu werden. Eigentlich ist diese Begegnung gerade das, was ich brauche. Den Hof machen mag ich nicht. Whist spielen mag ich auch nicht und eine ganze Badesaison hindurch allein zu bleiben, oder Elefant zu spielen, wie mein guter Karl Herfall verlangt — das behagt mir auch nicht. Also will ich diese blonde Eva kultiviren. Sie wird weder Cour-

schneidereien noch Whistspiel verlangen, aber sie sieht aus, als könnte man manchmal ein vernünftiges Wort mit ihr sprechen. Um ihren Mund liegt ein Zug, der verräth, daß sie gelitten hat; wenn sie aber lächelt, verwischt sich dieser Zug. Das ist interessant.“

Nach einer halben Stunde trat er den Rückweg an. Als er am Kurhause vorüberschritt, bemerkte er Paul Herfall im eifrigen Gespräch mit der blondzöpfigen Blumenverkäuferin und nach dem lustigen Lachen und den blitzenden Augen des Mädchens zu urtheilen, machte Herr Paul sich mehr mit ihr selbst als mit ihren Blumen zu thun. Horst schritt, ungesehen von den Beiden, vorüber, vergnügt, daß Paul sich auch ohne seine Bemühungen amüsirte.

Am Nachmittage kam Karl zu ihm, um ihn zu bitten, eine Partie mit ihm, Fräulein Irene und Paul zu machen. Der Assessor hatte keinen rechten Grund, abzulehnen; so fand er sich denn in die ihm zuertheilte Elefantenrolle und trat die Bergwanderung mit den jungen Leuten an. Seine schon ein paar Mal gemachte Beobachtung, daß Fräulein Irene dabei sowohl mit Paul als auch mit ihm selbst cofettirte, fand er bestätigt. Er ärgerte sich über Karl Herfalls Blindheit und über Irene's Oberflächlichkeit, suchte sich mit Paul durch ein Gespräch über ein studentisches Corps, dem sie Beide angehört hatten, zu entschädigen, konnte aber auch dieser Unterhaltung keinen rechten Reiz abgewinnen. Er kam sich unglaublich alt an diesem Nachmittage vor und empfand seine sonst gern bestonte Objectivität mehr als Langeweile, denn als Ueberlegenheit.

Als sie zurückkehrten und am Garten der Villa Schellen vorübertraten, sagte Karl Herfall zu Horst:

„Da sitzt Papa mit Mama Seiger und der Tante in der Laube bei'm Whist — komm mit herein, ich will Dich der Tante vorstellen.“

Sie traten in den Garten. Mit dem Rücken gegen die Kommenden gewandt, saß da eine schwarzgekleidete Dame, ein schwarzes Spizentuch über das Haar gelegt. Das war also die »Erbtante«.

„Da sind wir zurück,“ rief Karl den Spielenden zu, „und, liebe Cousine, da ist mein Freund Hagen, den ich Dir schon immer vorstellen wollte. Meine Cousine Baronin Herfall,“ wandte er sich dann an Hagen. Die schwarzgekleidete Dame wandte sich um — helle Gluth überflog ihr Gesicht, das von dem schwarzen Spizentuch dicht umschlossen wurde.

Horst starrte dieses Gesicht einen Augenblick fast erschrocken an. Dann verbeugte er sich tief und erwartete eine Anrede. Doch die Baronin blieb stumm und auch Horst fehlte bei all seiner sonstigen Gewandtheit ein passendes Wort.

Sie sah viel älter aus im Schatten der Laube



und in der Umrahmung des schwarzen Spizentuches als draußen in der sonnigen Schonung, und doch, es war dieselbe — die blonde Eva, die über Goethe's Gedichte weinte und die whistspielende Erbtante.

Da sie die Begegnung in der Schonung nicht erwähnte, glaubte auch Horst darüber schweigen zu müssen. Er versuchte einige allgemeine Redensarten, die ihm selbst unglaublich fade erschienen und mit denen er nur bei Frau von Seiger ein dankbares Publikum fand. Die Baronin hatte zwar die Spielkarten fortgelegt, blickte aber so müde und gleichgültig in den Garten hinaus, daß man ihr ansah, sie hörte gar nicht, was um sie her gesprochen wurde.

Der alte Baron fragte nach einigen Minuten seine Schwägerin, ob sie es nicht kühl fände?"

Sie bejahte und erhob sich, um in das Haus zu gehen, wohin der alte Herr sie an seinem Arm führte.

Von Horst hatte sie sich nur durch ein leichtes Kopfschütteln verabschiedet.

„Nun, was sagst Du zu der Erbtante?“ fragte Karl, als er später seinen Freund nach Hause begleitete. „Die Idee meines Alten, daß ich diese Frau heirathen soll, ist colossal, nicht wahr? So stumm und menschenförmig, wie Du sie heute gesehen hast, ist sie immer.“

„Aufrechtig gesagt, ich finde die Erbtante nicht so schlimm — wenn Du aber die schöne Irene vorziehst, so mußt Du doch begreifen, daß diese Komödie nicht ewig fortgesetzt werden kann — Du mußt doch endlich einen Entschluß fassen.“

„Ja, das ist eben sehr schwer. Was würdest Du an meiner Stelle thun?“

„Ich? ja, das kommt darauf an. Ich glaube, wenn es mir jemals passiren sollte, mich noch ernsthaft zu verlieben, so würde ich alles daransetzen, um an's Ziel meiner Wünsche zu kommen — und wenn ich mit der Geliebten nach Amerika gehen müßte.“

„Siehst Du, gedacht habe ich auch wohl daran, doch — was sollte ich dort anfangen? Ich glaube nicht, daß ich besondere Talente habe, ein self-made-man zu werden, und dann ist Irene verwöhnt — sie würde Entbehrungen nicht vertragen.“

„Nun, dann bleibt Dir nur das Eine übrig, was ich Dir schon einmal riet; entdecke Dich Deiner Tante, mache sie zu Deiner Bundesgenossin.“

„Das kannst Du mir rathen, jetzt noch, nachdem Du sie gesehen hast?“

„Ja, das sage ich auch jetzt noch, nachdem ich sie gesehen habe — im Uebrigen ist jeder seines Glückes Schmied. Besteht das Seine im Laviren und im Abwarten zufälliger und unwahrscheinlicher Glückszfälle, so ist das Deine Sache, die meine wäre es nicht. Das ist meine Ansicht, die ich Dir offen

sage, da Du danach fragst — und nun, wenn es Dir recht ist, gehen wir in den Kurjaal und sehen die Zeitungen durch.“

## IV.

Horst betrachtete an diesem Abend den Nachthimmel mit besonderer Aufmerksamkeit, und einige darüber hinziehende Wolken erfüllten ihn mit Besorgniß. Wenn es morgen regnet, so kommt Frau Eva nicht in den Wald, dachte er, und es sähe der Bosheit der Wetterdämonen ähnlich von morgen ab für unabsehbare Zeit ihre Regenschleusen zu öffnen. Dann erfähre ich nie, warum Frau Eva im Walde so jung aussieht und in ihrer Familie die Rolle der alten Frau spielt, warum sie Fragezeichen in Goethe's Gedichte zeichnet und warum sie sterben will. Das alles interessirt mich aber — natürlich nicht persönlich oder um Frau Eva's willen, sondern als psychologisches Problem. Wird es morgen regnen? Wird Frau Eva kommen, wird sie mir alles erklären, was ich wissen will?

Die Fragen drängten sich ihm immer wieder auf und verhinderten ihn lange am Einschlafen. Als der Schlaf endlich gekommen war, wachte er plötzlich auf, weil er das Rauschen des Regens draußen zu vernehmen glaubte. Er richtete sich auf und starrte mit schlaftrunkenen Blicken das Fenster an, bis ein breiter Streif hellen Mondlichtes, der sich durch die Vorhänge stahl, ihn beruhigte.

Endlich war es Morgen, der Himmel war blau und wolkenlos und Horst lächelte über seine nächsten Befürchtungen in Betreff des Regens. Zur gewohnten Stunde ging er in den Wald und wartete auf dem Wege oberhalb der Schonung auf Frau Eva. Sie kam nicht. Er begann, die Schonung zu durchwandern. Vielleicht war sie schon früher als er gekommen. Als er sie nicht fand, durchstreifte er den Wald nach allen Richtungen in der Hoffnung, ihr zu begegnen. Es war alles vergebens, Frau Eva ließ sich nicht blicken. Er wartete bis zur Mittagszeit, dann trat er sehr verstimmt den Rückweg an. Am Nachmittage vermied er die Villa Schellen und fand Lorbeer ganz unerträglich langweilig. Am Abend nahm er sich vor, seinerseits nun ebenfalls die Fichtenschonung zu vermeiden — und am andren Morgen saß er schon etwas früher als sonst auf der Bank oberhalb derselben, und versuchte in einem mitgebrachten Buche zu lesen. Es waren Hamerling's „Hesperische Früchte“. Er blätterte in der Novelle „Sylvanus“.

„Das scheint hübsch und stimmungsvoll zu sein“, dachte er, „aber dergleichen muß man vorlesen, einer Frau, für die man sich etwa interessirt, dann hat man Genuß davon. Ist man allein, beschäftigt es nicht genug“. Mißmuthig schloß er das Buch und sprang zugleich erfreut und erschreckt auf, denn den



Waldweg herauf kam eine dunkle Frauengestalt geschritten. Jetzt hob sie den Kopf, und Horst eilte ihr entgegen.

„Ich fürchtete schon, Sie würden auch heute ausbleiben, gnädige Frau!“

„Ich wollte es eigentlich auch, aber der Wald ist so schön — ich hielt es nicht aus in dem engen Garten!“

„Ja, nicht wahr, der Wald ist wunderschön — wer seinen Zauber einmal recht empfand, über den hat er Gewalt, und zieht ihn immer wieder magnetisch an.“

„Sie haben Recht, das Waldbesrauschen und die Vogelstimmen sprechen eine eigene Sprache.“ Sie standen neben einander auf dem Wege. Die Baronin war sichtlich bemüht, ihre Befangenheit hinter diesen allgemeinen Waldbetrachtungen zu verbergen und Horst fand sich ungeschickt und albern, weil er dieses Gespräch mit erzwungener Lebhaftigkeit festhielt und fortsetzte. Da er aber durchaus nicht wußte, wie er ein andres anknüpfen sollte, und da Frau Eva gar nicht geneigt schien, ihm dabei zu Hülfe zu kommen, so tauschten sie noch eine ganze Reihe von Betrachtungen über dieses Thema aus. Endlich fragte Horst, ob sie den etwas entfernt gelegenen Räuberstein schon besucht habe. Sie verneinte. Er bot sich als Führer an, und, ohne daß sie seinen Vorschlag positiv angenommen hätte, schlugen sie doch den Weg dorthin ein. Da Frau Eva Horst's Besuch in der Villa Schellen nicht erwähnte und entschlossen schien, alles zu vermeiden, was sie persönlich betraf, so suchte Horst in Gedanken nach einem unverfänglichen Thema im Styl der Waldbetrachtungen. Das Buch, das er in der Hand trug, half ihm dabei. Er erzählte von der Novelle, in die er hineingeblickt habe, „wie in eine schöne Waldlandschaft, in die man plötzlich von einer einsamen Höhe hineinblickt, die viel zu versprechen scheint, von der man sich aber sagt, daß es genußreicher sein müsse, zu zweien allein hinabzusteigen.“

„Wollen Sie mir diese Geschichte vorlesen?“ fragte Frau Eva schüchtern.

„Ich dachte daran,“ erwiderte er; „aber ich wußte nicht, ob ich Sie bitten dürfte, mir zuzuhören.“

„Sylvanus — das heißt ja wohl »Der Waldmensch,“ sagte sie, „ich denke, wir sind am rechten Ort für diese Lektüre, für eine Partie nach dem Räuberstein wird es heut ohnehin zu warm sein.“

Zur Seite des Weges standen hohe Fichtepyramiden, deren Zweige sich weithin über den grünen Waldboden breiteten. Frau Eva stieg einige Schritte an der sanft aufsteigenden Bergwand empor und setzte sich zwischen die hängenden Fichtenzweige. Horst lagerte sich in das Moos zu ihren

Füßen und begann die Erzählung von dem armen Berghirten Masu, dessen stilles Heimathsdorf plötzlich von Ingenieuren und Eisenbahnarbeitern überschwemmt wird, die die Poesie des Bergwaldes vernichten, Masu's Hütte, die ihren Bauten im Wege steht, zerstören, Thal und Berge so verwandeln, daß er die Heimath nicht mehr wiedererkennt und ein Fremdling wird, da, wo er bisher daheim war. Er versteht die Welt und die Menschen nicht, und als das einzige Wesen, das er zu verstehen glaubte, sich von ihm ab und den Fremdlingen zuwendet, da verwandelt sich die Liebe in seinem Herzen in Haß, in zerstörenden, sich selbst und andere vernichtenden Haß. Unter rollenden Felsstücken, die er von der Höhe herabschleudert, und die als Steinlawine die fremden Arbeiter und das Weib, das er liebte, zermalmten, begräbt er alles — seinen Haß und seine Liebe.

„Armer Masu,“ flüsterte Frau Eva.

„Besser,“ meinte Horst, „mit einem Schlage die Vernichtung heraufzubeschwören, als langsam zu Grunde zu gehen, weil man unter Verhältnissen lebt, die das Leben unerträglich machen.“

„Ja,“ seufzte sie, „wer dazu nur die Kraft hätte.“

Sie stand auf und, als fürchte sie, daß Horst auf ihre Bemerkung antworten könne und wollte ihn dieselbe so schnell als möglich vergessen machen, fuhr sie hastig fort: „Ich danke Ihnen für diese gute Stunde, mir war, als sähe ich alles, was der Dichter erzählt, lebendig vor mir, ich hatte mich selbst vergessen, und das ist doch immer das Beste, was einem begegnen kann. Doch nun muß ich an den Rückweg denken, der Traum ist aus.“

Mit steigendem Interesse hatte Horst zu ihr aufgeblickt, hundert Fragen wollten sich auf seine Lippen drängen, aber eine ihm sonst fremde Scheu hielt ihn ab dieselben zu thun. Ihm war dieser Frau gegenüber wunderbar zu Muthe, er hatte die Empfindung, als könne ein unvorsichtiges Wort sie für immer verschrecken. Er dachte nur daran, eine Gelegenheit, sie bald wiederzusehen, herbeizuführen.

„Wir gehen also heute nicht nach dem Räuberstein?“ begann er, „doch hoffe ich, Sie erlauben mir ein ander Mal Sie dorthin zu führen, wenn Sie den weiten Weg nicht scheuen.“

„Den weiten Weg?“ wiederholte sie, „glauben Sie mir, ich würde gern den ganzen Tag im Walde umhersteigen!“

„Aber dann sollten Sie sich doch den Spaziergängen Ihrer Verwandten anschließen. Ich habe mit denselben schon sehr schöne Touren gemacht — für heute Nachmittag hatten wir eine Fahrt nach dem grauen Berge verabredet — könnten Sie sich nicht entschließen, dieselbe mitzumachen?“



Sie hatte den Kopf gesenkt.

„Ich weiß nicht — es ist wohl besser ich lasse sie alle fort fahren — ich will dann diesen Platz auffuchen und mir in Gedanken noch einmal die Geschichte des armen Maju wiederholen.“

„Und mich wollen Sie verurtheilen inzwischen mit Fräulein Irene — doch, verzeihen Sie, sie ist Ihre Stiefschwester und steht Ihnen vielleicht nahe.“

„Nahe? Mir? O nein — doch finden Sie Irene nicht sehr liebenswürdig? Ich denke doch, alle Welt findet das.“

„Es ist leider von jeher mein Fehler gewesen, wenig Sympathieen mit »aller Welt« zu haben — indeß, ohne die Vorzüge Fräulein Irenens in Schatten stellen zu wollen, fürchte ich, daß ich Sie um Ihren stillen Platz im Walde beneiden werde. Und Reid ist eine schlechte, den Charakter verderbende Regung. Wollen Sie mir dieselbe nicht ersparen, gnädige Frau?“

Frau Eva lächelte erröthend. Sie schien ungeschlüssig.

Durch den Wald herauf klang das Läuten der Mittagsglocken.

„12 Uhr,“ rief Frau Eva, „so lange bin ich nie im Walde geblieben! Man wird mich vermissen und ich werde nicht zu Tisch um halb ein Uhr zu Hause sein können.“

„Schadet das etwas?“ fragte Horst, verwundert zu Frau Eva aufblickend.

„O, ich lasse mich so ungern ausfragen, und ich hasse es, Aufsehen zu erregen,“ erwiderte sie eilig fortschreitend.

„Wir könnten in 15 Minuten bei der Villa Schellen sein, wenn wir, anstatt den vielen Krümmungen des Weges zu folgen, direct über die Schonung hinabstiegen,“ sagte Horst. „Der Weg ist freilich etwas steil.“

Sie blieb kurz stehen und blickte hinab.

„Gehen wir,“ entschied sie.

Horst reichte ihr die Hand, die sie annahm, und beide begannen hinabzusteigen, bald langsam, von einem Stein auf den andern tretend, bald in schnellem Lauf über kleine Wiesen hinabsteigend.

Gesprochen wurde dabei fast nichts, nur ab und zu machte Horst seine Begleiterin auf einen losen Stein oder eine besonders glatte Stelle aufmerksam.

Schneller athmend und mit lebhafter gerötheten Gesichtern erreichten sie das Ende des Abhanges und standen auf dem Wege, der in das Bad hinabführte.

„Sie klettern so gut, daß es wirklich Unrecht wäre, wenn sie die Partie auf den grauen Berg nicht mitmachen,“ sagte Horst, ihre Hand noch in der seinen haltend. „Wollen Sie nicht mitkommen?“

„Ich — ja — Sie haben Recht, ich will die

Partie mitmachen,“ erwiderte sie, noch ein wenig athemlos von dem schnellen Lauf.

Er küßte ihre Hand. Sie zog dieselbe fast erschrocken zurück, aber er hatte doch den sanften Druck ihrer Finger gefühlt.

„Auf Wiedersehen also, gnädige Frau, nicht wahr?“

Sie nickte.

„Auf Wiedersehen!“

Er schlug einen schmalen Treppenvog ein, welcher ihn direct in den Hof seines Hauses führte, während sie auf der Straße weiter schritt.

„Nach dem, was Karl Herfall mir jagte, ist sie der Mittelpunkt dieses Familientheiles,“ dachte Horst, „und müßte von Rechts wegen unumschränkte Herrin desselben sein. Wie kommt sie zu dieser Abhängigkeit, die sie fürchten läßt, die gewöhnliche Mittagsstunde zu versäumen, und die sie veranlaßt, ihre Bekannten ihrer Familie gegenüber zu verleugnen? Denn sie hat mich bei der ersten Begegnung in ihrem Familientheile verleugnet, das ist doch klar. Ich bin neugierig, was sie heute thun und ob sie mich wieder als Fremden behandeln wird.“

Am Nachmittag ging er hinüber nach der Villa Schellen, wohin die Wagen bestellt waren.

Er fand Frau von Seiger ganz erregt über den Entschluß ihrer Stieftochter, die Partie mitmachen zu wollen. Sie schien eben mit Karl Herfall ihre Meinung darüber ausgetauscht zu haben. Beide traten Horst gleichzeitig mit der überraschenden Mittheilung entgegen, das Erscheinen Frau Evas schnitt aber ihre weiteren Bemerkungen ab.

„Hast Du auch warmes Schuhwerk angezogen?“ fragte Frau von Seiger und setzte mit einem Blick auf die Fußbekleidung Frau Evas hinzu: „ich bitte Dich, Irene, hole die Ueberschuhe, die Eva vergessen hat.“

„Aber beste Mama, bei diesem trocknen Wetter ist es ja absolut unmöglich, sich nasse Füße zu machen,“ sagte Frau Eva abwehrend, doch Frau von Seiger erklärte mit einem gewissen wehmüthigen Tonfall, der ihr stets eigen war, wenn sie von oder zu ihrer Stieftochter sprach:

„Wenn man so anfällig ist wie Du, muß man eben einige Rücksichten auf seine Gesundheit nehmen, und da Du darauf bestehst diese Partie mitzumachen, so muß ich wenigstens dafür sorgen, daß dieselbe Dir möglichst wenig schadet. Irene, hole die Ueberschuhe und nimm auch noch ein Plaid für Eva mit.“

„Aber Mama“ —

„Meine arme Eva, Du weißt, wie besorgt ich stets um Deinetwillen bin. Du hast nicht Irenens Gesundheit. Es ist merkwürdig, was meine Tochter Irene aushalten kann,“ wandte sie sich an Horst, „nichts schadet ihr, sie hat eine Kernnatur.“



Der alte Baron trat in diesem Augenblick zu den Uebrigen. Er trug einen dicken Mantel über den Arm, den er Karl hinreichte.

„Da nimm das für die Cousine mit, ich bin überzeugt, daß diese Tour ihr schaden wird — liebe Schwägerin, wollen Sie wirklich darauf bestehen, diese Fahrt mitzumachen?“

„Ich fühle mich vollkommen wohl,“ sagte Frau Eva mit unsicherer Stimme. Horst's Geduld war zu Ende.

„Und ich bin überzeugt, daß diese Fahrt Ihnen vorzüglich bekommen wird,“ rief er, worauf sich aller Augen vorwurfsvoll und erstaunt auf ihn richteten. Nur Frau Eva hatte die ihren zu Boden geschlagen. Horst ärgerte sich darüber, daß sie so verlegen und unselbstständig war und fühlte sich doch zugleich gerade dadurch zu ihrem Schützer berufen.

Der alte Herr und Frau von Seiger nahmen in Frau Eva's Wagen Platz, die vier „jungen Leute“, wie Frau von Seiger sie nannte, bestiegen den zweiten Wagen.

„Weshalb ist Ihre Frau Tante eigentlich hier? Sie sieht vollkommen gesund aus,“ fragte Horst Paul Herfall, der sich heute auffallend wenig um die schöne Irene bekümmerte, deren Unterhaltung Karl allein übernommen zu haben schien.

„Gesund?“ wiederholte Herr Paul erstaunt. „O nein, das ist sie nicht. Sie aß nicht, sie sprach nicht, sie ging herum wie ein Schatten und die Aerzte, die Papa ihretwegen consultirte, verordneten einstimmig eine Luftveränderung, um eine heranziehende Nervenkrankheit zu verhindern, deshalb sind wir ja hier. Und daß sie wohl aussähe, kann ich auch nicht finden. Heut hat sie allerdings merkwürdiger Weise etwas Farbe, aber für gewöhnlich ist sie blaß und matt wie ein Schatten. Schade, daß eine Frau überhaupt 30 Jahre alt wird“, setzte er etwas leise, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß Irene mit Karl beschäftigt war, hinzu, „daß es alte Frauen giebt, scheint mir ebenso unmotivirt,

als die Existenz der Hyänen und Moskito's — man weiß nicht, wozu sie da sind.“ Horst zuckte die Achseln.

„Ich wünschte, daß meine Mutter eine alte Frau geworden wäre, und ich noch das Glück hätte, sie zu besitzen“ sagte er.

„Ja, mit den Müttern das ist etwas anders, Mütter können wohl alt werden,“ meinte Herr Paul, „ich sprach nur so im Allgemeinen.“

Als man den grauen Berg erreicht hatte, machte der alte Herr den Vorschlag, daß Frau Eva mit seinem Sohne Karl am Fuß desselben zurückbleiben solle, während die anderen den Berg bestiegen.

Horst's lebhafter Widerspruch wurde wiederum mit allgemeiner Mißbilligung aufgenommen, hatte aber doch den Erfolg, daß Frau Eva den Muth fand, zu erklären, sie wolle den Berg besteigen, worauf unter vielem Kopfschütteln und Achselzucken Mantel, Plaids und Ueberschuhe für sie unter den Herren vertheilt wurden. Horst wollte sich an ihrer Seite halten, doch sie schien ihm auszuweichen, und er begriff, daß sie ihre Begegnungen im Walde verleugnen wollte, was ihn theils ärgerte, theils aber auch reizte, über ihre Motive nachzudenken. Ihrem augenscheinlichen Wunsche folgend, hielt er sich mehr an die andren und beschloß, durch diese möglichst viel über das Leben der sonderbaren Frau zu erfahren, da sie selbst so verschlossen blieb. Paul, der heut kein besonderes Gefallen an der übrigen Gesellschaft zu finden schien, und bald mit ihm zurückblieb, kam ihm zu Hülfe.

„Merkwürdige Menschen, meine Leute,“ sagte er, „nicht wahr? Ein ganzes Nest von Intriguen.“

„Wie meinen Sie das?“

Paul lachte.

„Sie werden mir doch nicht sagen wollen, daß Sie nichts davon merkten? Sie sind viel zu klug, um die verschiedenen Fäden, die man um meine gute Tante spannt, nicht zu sehen.“

(Fortsetzung folgt.)





## Die deutsche und die französische Sprache.\*)

Eine vergleichende Skizze von G. van Muyden.

Mit Anmerkungen von Professor Dr. Wilhelm Scheller.

Lange ist es her, daß wir dem vergleichenden Studium der beiden hervorragendsten Sprachen des europäischen Festlandes unsere leider sehr kärglich bemessenen Mußestunden widmen. Seit vielen Jahren bemühen wir uns, es zu ergründen, worin die Vorzüge und Fehler dieser Idiome liegen und aus der Gegenüberstellung derselben, sowie des Englischen und Niederländischen einen Einblick in die Zukunft der Sprache Luther's und Goethe's zu gewinnen. Leider waren wir hierbei so gut wie ganz auf die eigenen Kräfte angewiesen. Der Franzose kennt die deutsche Sprache nicht\*\*) und ist somit unfähig, Vergleiche mit derselben anzustellen, aus dem Studium des fremden Idioms Lehren zu ziehen. Der Deutsche hingegen lernt fleißig Französisch und besitzt überdies eine ausgesprochene Neigung zu vergleichenden Betrachtungen. Trotzdem haben wir uns in der deutschen Literatur vergeblich nach einer wirklich objectiven Beurtheilung der Vorzüge wie der wunden Punkte der Muttersprache wie des Idioms unserer westlichen Nachbarn umgesehen. „Die glatte und vornehme französische Sprache“, „unsere herrliche, so reiche Muttersprache“, heißt es meist, und damit ist es abgethan. Weshalb erstere glatt und vornehm sein soll, worin die Herrlichkeit und der Reichthum der letzteren steckt, darüber herrschen anscheinend ziemlich unklare Begriffe. Ueber gewisse Mängel der deutschen Sprache ist man zwar so ziemlich einig. Man schilt über die Fremdwörterseuche, über das Reporterdeutsch, über den Amtsstyl, und hat sogar zur Abhülfe gegen diese Mängel, die ja streng genommen mehr äußerlicher Natur

\*) Der Verfasser dieses Aufsatzes spricht und schreibt von Jugend auf deutsch und französisch und hat sich an lexikalischen Arbeiten über beide Sprachen vielfach betheiligt. Wir dürfen ihm deshalb wohl ein Urtheil über den von ihm behandelten Gegenstand zutrauen. Anm. d. Red.

\*\*) Dieser Satz dürfte doch wohl eine kleine Einschränkung erfahren, da der Franzose, seit dem großen Kriege von 1870/71, sich eingehender auch mit der deutschen Sprache befaßt. Wir haben wenigstens eine ganze Reihe von Franzosen kennen gelernt, die auch über die Ziele der Schule hinaus deutsch zu erlernen bestrebt waren und sich zu diesem Zwecke auf längere Zeit nach Deutschland, und vielfach gerade nach Dresden begaben.

sind, die Errichtung einer Akademie für deutsche Sprache, nach dem Vorbilde der Academie française, in Vorschlag gebracht. Den Kern der Sache hat man indessen nach unserer ganz unmaßgeblichen Meinung, kaum berührt.

Wir wollen im Nachstehenden versuchen, das Versäumte, soweit es der beschränkte Raum zuläßt, in der Hoffnung nachzuholen, daß unsere natürlich nicht erschöpfenden Betrachtungen Anlaß zu einer weiteren Erörterung des wichtigen Gegenstandes geben werden.

Zuvor sei bemerkt, daß wir einen guten Theil unserer Beobachtungen über die Vorzüge und Mängel der deutschen und französischen Sprache dem beständigen Verkehr mit gebildeten Ausländern verdanken, welche das Bedürfniß nach einem eingehenden Studium der Sprache Goethe's an den Strand der Spree gelockt hat. Für den aufmerksamen Beobachter ist es außerordentlich lehrreich, einem Deutsch redirenden Ausländer zuzuhören, und lehrreich sind auch vielfach dessen Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten und das Wesen des fremden Idioms. Solche Bemerkungen sind vielleicht der beste Weg zur Selbsterkenntniß.

\* \* \*

Würden wir aufgefordert, das Ergebniß unseres nahezu vierzigjährigen Studiums der Sprache der Deutschen und der Franzosen in wenigen Worten zusammenzuhalten, so möchten wir, obwohl dergleichen allgemeine Urtheile stets ihr Bedenkliches haben, dem Fragenden folgende Antwort zu Theil werden lassen:

Soweit der Wortschatz, die einzelnen Worte, aus denen die deutsche Sprache besteht, in Betracht kommen, gebührt der deutschen Sprache unbedingt der Vorrang: sie läßt in dieser Hinsicht sehr wenig zu wünschen übrig, und überragt selbst die mit etwas zu vielen fremden Elementen durchsetzte, sonst aber meisterhafte englische Sprache\*) bei Weitem.

\*) Wir können mit dem geehrten Verfasser darin nicht übereinstimmen, daß die englische Sprache mit zu viel fremden Elementen durchsetzt sei. Gerade der Umstand,



Sobald aber diese Worte aneinandergereiht werden, sobald man sie biegt und zu Sätzen verbindet, ist es mit der Herrlichkeit im Großen und Ganzen vorbei und die deutsche Sprache muß der französischen wie der englischen und selbst der niederländischen den Vorrang einräumen.

Mit anderen Worten: die französische und englische Sprache haben das Alter der Reife erreicht, die deutsche dagegen kaum das Jünglingsalter. Sie befindet sich etwa in dem Zustande der französischen Sprache vor Malherbe und Corneille und es wird noch einer anstrengenden, vielleicht Jahrhunderte langer Arbeit bedürfen, ehe sie das Ideal erreicht, ehe sie die Schlacken abwirft, die ihr, wie jedem noch im Umbildungsprozeß begriffenen Idiom, noch anhaften.

Das sind sehr kühne Behauptungen und wir fürchten, daß wir damit bei vielen Lesern Anstoß erregen.\*) Bei näherer Ueberlegung werden Sie indessen selbst sagen, daß man Niemandem zu nahe tritt, wenn man ihm vorhält, er sei noch jung und werde noch manche Wandlungen durchmachen. Kein Franzose nimmt es übel, wenn er darauf aufmerksam gemacht wird, die Sprache Kibelais bezeichne ein Uebergangsstadium und sei keineswegs als das Ideal zu betrachten. Eine Sprache im Jünglingsalter hat ja eine lange, gesegnete Zukunft vor sich, eine reife Sprache dagegen, wie die französische, geht höchst wahrscheinlich dem Verfall entgegen und es machen sich in der That bereits bei derselben vielfache Anzeichen des herannahenden Greisenalters\*\*) bemerkbar.

daß das Englische es verstanden hat, das romanische mit dem germanischen Elemente zu einer, nämlich zu der englischen Sprache zu vermählen, hat ihr eine Fülle und einen Reichthum gegeben, wie sie keine der lebenden Sprachen besitzt. Indem der Engländer die romanischen Bestandtheile seiner Sprache unter germanisches Laut- und Betonungsgesetz zwang, streifte er das Fremdartige von ihnen ab. Wer erkennt denn in unserer Sprache Ausdrücke wie: Fenster, Kloster, Wall, welche doch sämmtlich dem Romanischen entstammen, als Fremdwörter wieder. Und nach des Herrn Verfassers Anschauung, eine Anschauung, die übrigens auch schon ausgesprochen worden ist, müßte ja das Französische, dessen Wortschatz der Hauptsache nach dem Volkslatein entlehnt ist, fast nur aus Fremdwörtern bestehen. Wenn der Herr Verfasser übrigens sagt, daß „die französischen Ausdrücke in der englischen Sprache nicht den Eindruck von Fremdlingen machen“, so entspricht dies vollständig unserer Meinung, dürfte aber im Wiederpruch mit der an dieser Stelle von ihm entwickelten Anschauung stehen.

\*) Ganz im Gegentheil. Auch wir sind der Ansicht, daß das Deutsche, namentlich in stylistischer Hinsicht, noch gar sehr der Aus- und Durchbildung bedarf. Wir freuen uns, daß jetzt ein frischerer Zug durch das deutsche Volk geht, welcher auf die Verebelung unserer Muttersprache gerichtet ist.

\*\*) Wir möchten eher glauben, — und das, was der Herr Verfasser später über Bala und die neuere realistische

Wir wollen es nun versuchen, für unsere überkühnen Behauptungen Beweise beizubringen, soweit bei einem solchen Gegenstande von Beweisen die Rede sein kann und der beschränkte Raum es gestattet.

Der Wortschatz der deutschen und der nahe verwandten germanischen Sprachen ist, meinen wir, geradezu unübertrefflich. Im Gegensatz zu den ungemein verwitterten und sehr gemischten romanischen Sprachen, hat die deutsche im Großen und Ganzen ihren Kern, den Wurzelsvorrath, ziemlich rein erhalten, und sie ist in dieser Hinsicht dem herrlichen Sanskrit sogar ähnlicher, als selbst das Griechische und Lateinische. Aus diesen, verhältnißmäßig wenig zahlreichen Wurzeln bildet sie in der regelmächtigsten Weise, mit Hülfe ihrer vielen Vor- und Nachsilben, sowie auf dem Wege der Zusammenlegung zweier oder mehrere Stämme einen ungeheuren Wortschatz, der ihr den Ausdruck der feinsten Nuancen gestattet, und auf Jeden den Eindruck eines stylvollen Gebäudes machen muß. In der oben genannten heiligen Sprache der Inder ist die Regelmäßigkeit der Wortbildung so groß, daß es nicht schwer fällt, mit Hülfe eines Wurzelsystems und einer Grammatik die sanskritischen Literatursätze zu entziffern. So einfach liegen wegen der Durchdringung mit fremden Elementen, die Dinge im Deutschen freilich nicht; wer indessen unseren Wurzelschatz beherrscht und die Bedeutung der Vor- und Nachsilben kennt, kommt verhältnißmäßig leicht zu einem Verständniß unserer Sprache. Das erkennen auch die Ausländer an, mit denen wir zu verkehren Gelegenheit hatten, und sie halten deshalb die Erlernung des Deutschen für keineswegs so schwierig, als man es sich vorstellt. Die Ansicht theilen wir auch und wir sind der Meinung, daß eine gründliche Kenntniß der französischen Sprache im Großen und Ganzen schwerer zu erlangen ist.)\*

Schule in Frankreich sagt, scheint uns in dieser Anschauung zu unterstützen, — daß die französische Sprache sich in einer Uebergangsperiode befindet. Mag die heutige Sprache auch vielfach auf Abwege gerathen, wenn sie aus dem Dialekt, der Sprache des Volkes, des Handwerkes u. s. f. schöpft, sie hat damit doch unzweifelhaft den richtigen Weg betreten, um zu größerem Wortreichthum und freierer Bewegung zu gelangen. So lange eine Sprache noch neue Nahrung aus dem heimischen Boden saugt, so lange ist sie noch nicht verloren, im Gegentheil gewinnt sie gleich dem Riesen Antheus bei seiner Berührung mit der Mutter Erde neue Kraft.

\*) Im Grunde genommen ist wahre Meisterchaft in einer Sprache ebenso schwer zu erreichen, wie in der andern, weil alle Sprachen in dem Hauptpunkte gleich, nämlich unendlich schwierig sind. (Schmitz, Encyclopädie des philol. Studiums der neueren Sprachen, Theil III, S. 320 bei Besprechung der lexikalischen Schwierigkeiten.) Immerhin dürfte die Verschiedenheit der Artikel, der schwachen und starken Formen, die Freiheit der Wortstellung das Deutsche zu einer der schwersten unter den Cultursprachen machen.



Die große Zahl der Vor- und Nachsilben, die völlig freie Anwendung derselben, sowie die ziemlich unbegrenzte Freiheit der Wörter-Zusammensetzung gestattet überhaupt eine Genauigkeit und Präcision der Ausdrucksweise, die den denkenden Ausländer in Erstaunen setzt. Einige Beispiele werden dies klar machen. Wir sagen: „Der Hund blickt zu seinem Herrn hinauf“ oder „empor“, womit wir nicht nur das aus der geringeren Größe sich ergebende Hinausblicken, sondern auch den in dem Emporschauen des Thieres zu seinem Herrn liegenden seelischen Zustand desselben trefflich veranschaulichen. Wie drückt dies der Franzose aus? Er sagt einfach: *Le chien regarde oder contemple son maître*, der Hund sieht oder schaut seinen Herrn an. Will er dasselbe ausdrücken, wie der deutsche Satz, so muß er zu einer langen Umschreibung greifen. „Sein Geld verschahren“ heißt bei den Franzosen *dépenser son argent en voitures*, „die Ratte fraß sich in den Käse hinein“, *le rat parvient, à force de ronger, à se loger dans le fromage*; „wir haben ihn bald hinausgegrault“, *nous sommes parvenus à le faire déguorpir à force de lui raconter des histoires lugubres*; „morgen will ich ausreiten, ausfahren“, *je sortirai demain à cheval, en voiture*; „wir segeln morgen ab“, *nous partons (nous mettons à la voile) demain*; „ich ruderte mich nach der Insel hinaus“, *j'atteignis l'île à la rame*; „ich habe ihn unter den Tisch getrunken“, *je lui ai fait boire jusqu'à ce qu'il ait roulé sous la table* etc.

Aus diesen Beispielen, die wir in's Unendliche vermehren könnten, ergiebt sich, dächten wir, auf's Deutlichste, wie viel genauer und anschaulicher\*) die deutsche Sprache in der Bezeichnung der Thätigkeiten ist.

Der französischen Sprache weit überlegen ist gleichfalls die deutsche in Bezug auf die Zusammensetzung von Wörtern. Das Französische kennt streng genommen nur unechte Composita, wie *porte-monnaie, attrape-nigaud, accroche-cœur*; denselben ganz fremd sind Wortverbindungen, wie *steinalt, eisenhart, todtmüde*, und ebenso die Verbindung eines Genitivs oder Dativs mit einem Nominativ oder Akkusativ, wie *Reichskanzler, Fürstentum, Schiffbau*. Wie unbeholfen ist, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die französische Uebersetzung des Wortes *Sägeschärfe-Maschine*: *machine*

\*) Hier kann nur zugegeben werden, daß das Deutsche kürzer ist und dadurch eindringlicher wirkt, nicht aber, daß das Französische nicht ebenfalls anschaulich wäre. Uebrigens giebt es gerade im Deutschen eine Reihe französischer (wie überhaupt fremder) Ausdrücke, die wir ihrer „Prägnanz“ wegen, nicht etwa aus Vorliebe für das Fremde herübergenommen haben, z. B. *reißfäden, debütiren, reklamiren, dementiren, improvisiren, sich moquiren, garantiren* u. s. f.

à affûter les scies! Doch ist in Bezug auf Wortverbindungen die englische Sprache der deutschen namentlich in zwei Punkten entschieden überlegen. Der Engländer verbindet einen Eigennamen leichter mit einem gewöhnlichen Hauptwort, sowie ein Eigenschaftswort viel häufiger mit einem Hauptwort. Er sagt z. B. *London Journal*; wir scheuen dagegen vor der Verbindung: *Berlin-Zeitung*, während wir ohne Weiteres *Bismarck-Spende* anwenden. Aus der Scheu vor der Verbindung eines Eigenschaftswortes mit einem Kennwort aber entsprangen die berüchtigten Ausdrücke, wie *reitende Artillerie-Kaserne, marinirte Heringshandlung, neugeborene Kindesleiche!* Warum es nicht, englischen Vorbildern gemäß, heißen könnte: *Reitartillerie-Kaserne, Marinirthering-Handlung, Neugeborenkind-Leiche*, ist uns nicht recht verständlich.

Unübertroffen ist auch das Deutsche wie das engverwandte Niederländische in der Betonung. Während die romanischen Sprachen eine beliebige Silbe, meist die vorletzte oder letzte, betonen, legt die deutsche Sprache logischerweise stets den Hauptnachdruck auf die Stammsilbe bezw. bei Zusammensetzungen auf diejenige Silbe, durch welche sich das betreffende Wort von anderen unterscheidet, auf die näher bezeichnende Silbe. Also *Reichstag*, *Gerechtigkeit*, *Abtheilen*. Leider ist dieses System nicht ganz konsequent durchgeführt. Es müßte z. B. heißen *Abtheilung* und nicht *Abtheilung*, *unbändig* und nicht *unbändig*, *Jahrhundert* und nicht *Jahrhundert*. Doch sind dies wenig belangreiche Ausnahmen, welche das schöne deutsche Betonungssystem kaum beeinträchtigen.

Wir erwähnten oben des großen Reichthums der deutschen Sprache. Damit soll aber nicht gesagt sein, die französische sei arm. Man braucht z. B. nur die Werke der neuen realistischen Schule in die Hand zu nehmen, um sich des Gegentheils zu überzeugen, und wer es unternähme, Zola's Romane mit vollem Verständniß und Hingebung in's Deutsche zu übertragen, würde bald entmuthigt die Flinte in's Korn werfen. Der Reichthum beider Sprachen liegt eben auf verschiedenen Gebieten. Beim Deutschen steckt er hauptsächlich in der unbegrenzten Bildungsfähigkeit, in den unzähligen Combinationen einer verhältnißmäßig geringen Zahl Stammwörter und Vor- und Nachsilben; das Französische ist dagegen reicher an Ausdrücken für Gegenstände des praktischen Lebens, was schon daraus hervorgeht, daß das Deutsche von aus dem Französischen entnommenen Fremdwörtern wimmelt, die sich absolut nicht übersetzen lassen. Man versuche beispielsweise die fremden Ausdrücke aus einer Speisefarte\*) oder

\*) Der Kampf gegen die Fremdwörter (vornehmlich gegen die französischen), sowie die Berdeutschung unserer



aus dem Katalog einer Modewaarenhandlung zu übersetzen. Entweder giebt man es auf, oder man macht sich mit seinen Verdeutschungen lächerlich. Sonderbar ist es auch, daß die Musik, eine echt deutsche Kunst, der Fremdwörter nicht entbehren kann. Concert mit Zusammenklang und Pianoforte mit Vielseitigkeit zu übersetzen, dürfte doch nur dem Kladderadatsch gestattet sein.

Als ein großer Vorzug des Deutschen ist endlich die Möglichkeit anzusehen, jeden Infinitiv in ein Substantiv zu verwandeln. Der Franzose sagt zwar *le manger, le boire*, nicht aber *le trouver*, das Finden, *le partir*, das Abreisen, *l'arriver*, das Ankommen. Er behilft sich mit echten Hauptwörtern, die aber auch im Deutschen nebenbei vorhanden sind.

Nachdem wir auf die Lichtseiten des Deutschen einen Blick geworfen, wollen wir den Schattenseiten unserer Sprache, und zwar wiederum an der Hand des Französischen und Englischen eine kurze Betrachtung widmen.

Wir meinten oben, die deutsche Sprache mache den Eindruck des Unfertigen, sobald man das herrliche Material, aus dem sie besteht, zu biegen und aneinanderzureihen versteht. Es gilt, dies jetzt zu erhärten.

Sehen wir uns zunächst die zwitterhafte Declination und Conjugation an. Die Ursprachen kennen den Artikel und das persönliche Fürwort beim Zeitwort nicht, oder hängen vielmehr Letzteres dem Zeitwort in einer mehr oder weniger erkennbaren Form an. Der Lateiner sagt *mensa, mensam*, und nicht *illa mensa, illam mensam*; er sagt *amo, amamus* und nicht *ego amo, nos amamus*. Der Deutsche dagegen und der Franzose noch zum Theil biegt nicht bloß seine Haupt- und Zeitwörter, sondern stellt ihnen noch einen Artikel oder ein Fürwort vor. Eins von Beiden ist aber überflüssig. Glücklicherweise kommt indessen das deutsche Volk allmählich zum Bewußtsein dieser Verkehrtheit. Die Declination der weiblichen Substantive ist halb abgeschafft, und es herrscht bereits in der Biegung der männlichen und sächlichen Hauptwörter eine Anarchie, die zu der Hoffnung berechtigt, die deutsche Sprache werde gleich der englischen das Uebergangs-

stadium zwischen der vollen Declination des Gothischen und Lateinischen und der Ersetzung der Beugungsfälle durch den Artikel und die Präposition in nicht allzu ferner Zeit überwinden. Heißt es »dem König« oder »dem Könige«, »des Thales« oder »des Thals«, »dem Fische« oder »dem Fisch«? Das weiß eigentlich Niemand, und Jeder schreibt diese Wörter nach seinem Gutdünken, wohl ein Beweis, daß die Biegung nicht mehr als ein Bedürfnis empfunden wird. Wir freuen uns deshalb, offen gestanden, wenn wir hören, wie die Leute aus dem Volke in Nordostdeutschland »mir« und »nich« verwechseln, »mit die, auf die, von den« sagen, damit gegen die aufgedrungene hochdeutsche Sprache protestiren und unbewußt eine Lanze für das hierin viel vorgeschrittenere Plattdeutsche einlegen, welches die Declination kaum noch kennt, und den weiblichen und männlichen Artikel zusammengeworfen hat. Vielleicht überwindet es noch den sächlichen Artikel und nähert sich damit dem Ideal der modernen Sprache, dem Englischen, welches die überflüssige Unterscheidung zwischen männlichen, weiblichen und sächlichen Hauptwörtern eigentlich kaum noch kennt. Sobald es heißen würde: Der Mann, die Weib, das Tisch, lassen wir uns die Unterscheidung gefallen. Das Weib, das Mädchen, der Tisch sind aber widersinnig.

Mit der Abschaffung der Conjugationsendungen hat es dagegen anscheinend noch gute Weile, und wir werden uns, gleich den Franzosen und im Gegensatz zu den Engländern, noch lange mit den überflüssigen Endsyllben plagen müssen.

Gegen diese Endsyllben würden wir, offen gestanden, gern einige der deutschen Sprache fehlende Verbalformen eintauschen, deren Mangel der feinen Nuancirung des Styls Abbruch thut. Wir meinen zunächst die so feinen Unterschiede, die sich bei den alten Sprachen, wie beim Französischen und den romanischen Schwester Sprachen, aus dem Vorhandensein des Imperfectums und Perfectums (*Passé défini*) ergeben. Wer unter unsern Lesern für dergleichen Studien Sinn hat, möge von diesem Gesichtspunkte aus namentlich die Schriftsteller der französischen naturalistischen Schule studiren. Er wird über die durch die zum Theil neue Anwendung dieser Zeitwortformen ermöglichte zarte Nuancirung in Staunen gerathen und bedauern müssen, daß dieselbe bei einer Verdeutschung gänzlich verloren geht.

Nicht minder vermiffen wir in der deutschen, wie überhaupt in den germanischen Sprachen, die feinen Nuancen, die davon herrühren, daß gewisse Zeitwörter stets oder in gewissen Fällen den Coniunctiv regieren. Zwar besitzen wir die indirekte Redeweise mit dem Coniunctiv. Die Anwendung derselben steht jedoch mit dem regierenden Zeitwort

verwätschten Speisefarte ist eine der vornehmsten und ersten Aufgaben des Deutschen Sprachvereins geworden, welcher im Vorjahre, inmitten der Doppeljubiläumfeier des hundertjährigen Geburtstages von Jacob und Wilhelm Grimm, also unter glücklichem Gelingen, zuerst in Dresden greifbare Form angenommen hat. Was insonderheit die Verdeutschung der Speisefarte anlangt, so laden wir den Herrn Verfasser in die Dresdener „Drei Rabenschänke“ ein, woselbst es sich nach rein deutscher Speisefarte (selbst Stephan's „Salse“ fehlt nicht), vortrefflich speißt.



in keinem Zusammenhang, und es verleiht überhaupt die indirecte Redeform dem Styl etwas nach unferen Begriffen so Schwerfälliges, daß wir möglichenfalls davon absehen. Man lese z. B. die leider meist in der indirecten Rede abgefaßten Kammerberichte mit ihren jeden Augenblick wiederkehrenden: „Er (Redner) sei zwar davon überzeugt, daß ihn (den Vorredner) kein Vorwurf treffe u.“, und man wird uns beipflichten müssen.

König Ludwig I. von Bayern versuchte es, der sogenannten Participial-Konstruktion auch im Deutschen Bürgerrecht zu verschaffen, und wurde ob des frevelhaften Beginns von den damaligen Witzblättern weidlich ausgelacht. Unsers Erachtens sehr mit Unrecht. Die englische wie die niederländische Sprache, die doch zum germanischen Sprachstamm gehören, bedienen sich des Partizips in ausgedehntem Maße, und wir sehen daher nicht ein, weshalb wir uns einer Konstruktion entschlagen müßten, die zur Verschönerung der Rede so wesentlich beiträgt. *Cela fait, il nous quitta. Ayant à voir plusieurs personnes, je partirai de bonne heure. Ma soeur, étant tombée malade, va passer l'hiver dans le Midi.* So sprechen die Franzosen. Wie schwerfällig dagegen die entsprechenden deutschen Redensarten: „Nachdem dies geschehen, verließ er uns.“ „Da ich mehrere Leute zu besuchen habe, so muß ich früh abfahren“ oder: „Ich habe mehrere Leute zu besuchen und muß deshalb früh abfahren.“ „Meine Schwester wird den Winter im Süden zu bringen, weil sie krank geworden ist“ oder „in Folge ihrer Erkrankung!“

Schwerfällig ist auch im Deutschen die Verbindung zwischen dem Hauptzeitwort und dem abhängigen Infinitiv, beziehungsweise in vielen Fällen mit dem abhängigen Satze, weshalb wir meist an Stelle des Infinitivs ein Hauptwort verwenden, welches Verfahren aber dem Satzbau nicht zu einer erheblich größeren Leichtigkeit verhilft. „Er begnügte sich damit, daß er den Beleidiger zur Rechenschaft zog“ heißt französisch: *Il se contenta de demander raison à l'insulteur.* „Der Taucher wurde damit beauftragt, die Ueberreste des untergegangenen Schiffs zu untersuchen“ oder: „Der Taucher wurde mit der Untersuchung . . . beauftragt.“ Französisch dagegen: *Le plongeur fut chargé d'aller à la recherche, u.* „Dadurch daß er häufig wiederholt laut schrie, rief er endlich Leute zur Hülfe herbei“: *A force de crier, u.* Weshalb die deutsche Sprache nicht auch diese allerdings nicht sehr störende Schloße abstreifen könnte, will uns nicht recht einleuchten.

Einige Worte zum Schluß über das Hauptgebrechen der deutschen Sprache: die Wortstellung. Außer Frage steht es zwar, daß die Sache nicht

mehr so schlimm ist, wie vor etwa hundert Jahren, und daß wir uns dem Normalzustande allmählich etwas genähert haben. Max Twain, der große Schalk, machte sich kürzlich über den deutschen Styl mit folgendem Sagenethüm lustig:

„Da die Koffer gepackt waren, reiste er, nachdem er Mutter und Schwester nochmals geküßt und sein angebetetes Gretchen, das in einfachen weißen Mouffelin gekleidet, eine einzige Rose in den Flechten seines braunen Haares, obgleich noch von der Erregung und dem Entsetzen des vorhergehenden Abends bewegt und voll Sehnsucht, sein armes, schmerzliches Köpfchen nochmals an die Brust des Mannes zu legen, den es mehr als sein Leben liebte, unsicheren Schrittes die Treppe herabgeschwankt, an die Brust gepreßt hatte, ab.“

Nun, solche Räthselaufgaben kommen allerdings kaum noch vor, es sei denn im Hof- und Kurialstyl, wo es beispielsweise heißt: *S. M. der König haben allergnädigst geruht, den nachbenannten Herren (hier folgen bisweilen mehrere mit Namen vollgespickte Spalten) den Orden vom rothen Löwen zu verleihen.* Wir sind indessen von der Vollkommenheit noch weit entfernt und befehligen uns, im Gegensatz zu der überwiegenden Mehrheit der Völker der Neuzeit, einer Satzbildung, die den Gesetzen der Logik Hohn spricht und nur bei solchen Sprachen, wie die lateinische und griechische, angehen mag, wo die vollen Casusendungen bei Hauptwörtern einen Ariadnesfaden durch das Wort-Labyrinth bilden. Erst kommt doch der Handelnde, dann die Bezeichnung der von ihm vorgenommenen oder vorzunehmenden Handlung, und endlich das Ziel derselben. Das ist der logische Gedankenengang, von denen Franzosen und Engländer nur in bestimmten Fällen abweichen. Ebenso erfordert es die Logik, daß die Eigenschaften eines Gegenstandes auf die Erwähnung desselben folgen, es sei denn, daß die Angabe dieser Eigenschaften so kurz ist, daß der Geist ohne Mühe über dieselbe hinweg zur Hauptsache eilen kann. Wir stellen hingegen diese Eigenschaften stets voran und schreiben z. B.: „Gedenken wir zunächst eines umfangreichen, zwar vor Allem dem großen Publikum gewidmeten, aber darüber die wissenschaftlichen Ansprüche fachgelehrter Leser keineswegs außer Acht lassenden Werkes u. (wörtlich aus dem Feuilleton einer großen Zeitung entnommen).“ Was thut hingegen der Franzose? Er setzt den Leser sofort au fait, indem er in dem soeben erwähnten Falle gleich erwähnt, es handele sich um ein Buch, worauf er die Eigenschaften desselben aufzählt. Er muthet also dem Leser nicht zu, daß er erst die Zeilen überspringe, um zu erfahren, um was es sich handelt, und dann wieder von vorne anfangen soll: er schreibt vielmehr: *Quelques mots d'un ouvrage qui s'adresse à la vérité aux gens du*



munde, mais &c. Ganz ebenso die Italiener, Spanier, Engländer, denen die Unsitte ebenfalls ganz fremd ist, das Zeitwort ganz an's Ende des Satzes zu verlegen, oder gar das Hülfzeitwort von dem Particip durch die Objecte mit ihrem ganzen Beiwerke zu trennen. Sie schreiben nicht: „Ich habe die in Ihrem Schreiben aufgeführten, höchst auffallenden Thatsachen geprüft“, sondern, der Logik entsprechend: „Ich habe geprüft die Thatsachen höchst auffallend, erwähnt in Ihrem Schreiben“ und befinden sich sehr wohl dabei. Die verzwickte deutsche Wortstellung wirkt auf den Ausländer abschreckend und thut der Verbreitung unserer Sprache in hohem Maße Abbruch. Sie macht das Deutsche zur Prosa und namentlich zur Beredsamkeit\*) unseres Erachtens in vielen Fällen untauglich, und hat es wohl einzig und allein auf dem Gewissen, wenn deutsche Lektüre leichter ermüdend wirkt. Wer der deutschen und französischen oder englischen Sprache gleich mächtig ist, wird sicherlich, wenn es bloß gilt, sich zu erholen, ein Werk unserer westlichen Nachbarn einem deutschen vorziehen. Man wende nicht ein, die logische Wortfolge widerstehe dem Geiste der germanischen Sprachen. Das Englische und Niederländische, letzteres wenigstens zum Theil, beweisen, daß dem nicht so ist, und daß man ein echter Germane sein und bleiben kann, wenn man nicht bloß logisch denkt, sondern sich auch logisch ausdrückt.

Zum Schlusse einige Worte über die leidige Frage der Fremdwörter in der deutschen Sprache. Die vielen Sprachvereine, welche im Laufe der Jahre in Deutschland entstanden sind, haben es bedauerlicher Weise fast ausschließlich auf die Ausmerzung dieser Fremdlinge abgesehen, und es hat unseres Wissens Keiner es für die Mühe werth erachtet, die oben beregten Mängel der deutschen Sprache näher ins Auge zu fassen, bzw. soweit es angeht, hier reformirend einzugreifen.\*\*)

\*) Hierzu ergänzend eine Erfahrung aus dem deutschen Reichstage, dem Mittelpunkt unserer öffentlichen Beredsamkeit. Wir haben öfter beobachtet, daß hervorragende Redner daselbst, dem deutschen Sprachgefühl entgegen, das Verb voransetzten, weil sie, durch Erfahrung gewöhnt, wußten, daß sie, bei besonders langen Perioden, das Verb am Ende vergessen und damit den Hörer des Schlüssels für das ganze Satzgefüge beraubt hätten. — Bei kurz und übersichtlich gebauten Sätzen finden wir jedoch die deutsche Konstruktion für den Gesamteindruck des Gedankens auf den Hörer geradezu von Vortheil.

\*\*) Hier darf zur Berichtigung des Gesagten auf die Zwecke und Ziele des Deutschen Sprachvereins hingewiesen werden, der durchaus nicht bloß auf die Ausmerzung der Fremdwörter ausgeht, sondern alles das, was der Herr Verfasser wünscht, bereits in sein Programm aufgenommen hat.

mit soll übrigens nicht gesagt sein, daß die Jagd auf überflüssige Fremdwörter nicht ein sehr verdienstliches Werk sei! Man sollte aber darüber die Fortentwicklung der deutschen Sprache nicht außer Augen lassen und sich vergegenwärtigen, daß die englische Sprache, ohne darum von ihrer Eigenart einzubüßen, von französischen Wörtern wimmelt, und daß der Franzose ohne die vielen griechischen Ausdrücke nicht auskommt. Die Hauptsache ist und bleibt, daß die Fremdwörter den Lautgesetzen des aufnehmenden Idioms angepaßt, daß sie assimilirt und verdaut werden, daß das Volk sie ebenso wenig als fremd empfindet wie der Franzose das Wort trouver (vom Deutschen „treffen“) und wie die Wörter Pseil, Käse, Kirche, Schule. Die französischen Ausdrücke in der englischen Sprache machen nicht den Eindruck von Fremdlingen, weil sie der englischen Zunge angepaßt sind, während wir nach Kräften bemüht sind, unsere Entlehnungen, so gut es geht, genau so auszusprechen, wie sie in der Heimathsprache lauten, was dem Deutschen den Stempel des Buntschekigen aufdrückt.

Ein wichtiger Punkt ist auch folgender: Entlehnungen wir Ausdrücke aus dem Französischen, so machen wir uns dem „Erbfeind“ gegenüber doppelt lächerlich, wenn wir diesen Ausdrücken einen Sinn unterschreiben, den sie in der Heimathsprache nicht besitzen. So heißt „Coupé“ französisch compartiment, „Perron“ quai, „Parterre“ rez-de-chaussée, „Etat“ budget &c. Noch schlimmer sind freilich die französischen Fremdwörter, die überhaupt kein Franzose versteht, wie Beletage, Avantageur.

\* \* \*

Sprachen sind das Ergebnis eines Naturprocesses, einer langsamen Entwicklung, in welche hemmend oder gewaltsam reformirend einzugreifen in keines Menschen Macht steht. Es schließt dies jedoch nicht aus, daß Schriftsteller, Gelehrte, hervorragende Persönlichkeiten überhaupt, wie unzählige Beispiele beweisen, durch Schrift und Wort sehr erprießlich auf die Beseitigung von Mängeln und Gebrechen in ihrer Muttersprache wirken können. Ausgeschlossen bleibt es auch keineswegs, daß eine deutsche Akademie, wie sie von dem zweier Sprachen kundigen Prof. du Bois-Reymond angeregt wurde, manches Gute stiften könnte. Große Hoffnungen setzen wir indessen auf eine solche Körperschaft nicht. Wir erwarten — nochmals eine arge Kezerei! — vielleicht mehr von der Anlehnung an das Plattdeutsche. Wie oben bemerkt, sind die durch Groth und Reuter wieder zu Ehren gebrachten Mundarten der norddeutschen Tiefebene in mancher Hinsicht entwickelter, als das dem Norddeutschen —



wir möchten sagen: leider — aufgedrungene Hochdeutsche, gegen welches das Volk noch immer ebenso protestirt, wie der Südfranzose gegen die Invasion der Mundart der Länder nördlich von der Loire. Das Plattdeutsche hat den weiblichen und männlichen Artikel zusammengeworfen, die stümperhafte deutsche Deklination beseitigt, ebenso das überflüssige „ge“ vor dem Particip und nähert sich in der Wortfolge mehr dem Niederländischen und Eng-

lischen. Warum sollten wir seinem Vordrue nicht Folge zu leisten versuchen?\*)

\*) Alles dieses könnte nur durch eine sociale Revolution geschehen, welche den vierten Stand (das Volk im engern Sinne) und damit dessen Sprache zur Herrschaft bringt; ähnlich ist ja das klassische Latein untergegangen und hat den auf dem Volkslatein ruhenden romanischen Sprachen Platz gemacht, welche sich wiederum zu Cultursprachen herausarbeiteten. So vollzieht sich auch hier ein ewiges Werden und Vergehen!

## Schön-Sanja. \*)

Von Robert Waldmüller.

Wo der Save und des Ibar Wellen  
Schäumend sich im wilden Sturz vereinen,  
Daß die Felsen ringsum jauchzend gellen,  
Sitzt Schön-Sanja auf den Ufersteinen.

Weich und thränenfeucht sind ihre Wangen,  
Und der Ibar und die Save fragen:  
Schenk' dir, was ist mit dir vorgegangen? —  
Traurig spricht sie: Ach, ich will's euch sagen.

Drinne saß beim Wein der schönste Reiter,  
Und sein weißes Roß, ich führt' es draußen;  
Fleißig schmauste er wie sein Begleiter,  
Doch nach mir nur schielte er unterm Schmausen.

Manchen Blick, fast wider meinen Willen,  
Ließ auch ich nach ihm hinüber irren,  
Denn es schmerzte mir der Kopf von Grillen,  
Und gar fröhlich klang sein Sporenklirren.

Da, derweil ich auf und nieder schreite,  
Ist es mir, als hör' das Roß ich raunen:  
Hüte dich, geh' lieber auf die Seite,  
Unberechenbar sind seine Launen!

Röthlein, sag' ich, eine arme Waise  
Hat, ach, wenig Freuden nur auf Erden,  
Seid Ihr fort, da wird's im alten Gleiße  
Hier schon wieder Aschermittwoch werden.

Drinne saß beim Wein der schöne Reiter  
Und sein dampfend' Roß, ich führt' es draußen,  
Fleißig zechte er wie sein Begleiter,  
Doch nach mir nur schielte er unterm Schmausen.

Wieder raunt' das Roß: So hör' ich Alle,  
Alle Antwort geben, die ich warne,  
Und so geht ein Jedes in die Falle,  
Und so geht ein Jedes in die Garne!

Drinne saß beim Wein der schöne Reiter,  
Doch nach mir nur schielte er unterm Schmausen;  
Fleißig schmauste er wie sein Begleiter,  
Und sein dampfend' Roß, ich führt' es draußen.

Spricht die Save: Danke du dem Himmel!  
Manche traf's wohl minder gut hienieden!  
Diesmal sah zu schwarz der wackre Schimmel;  
Sorge, daß dein Herr mit dir zufrieden.

Lang' noch haben Zwiesprach' wir gepflogen,  
Leichten Sinnes ich, das Roß voll Sorgen,  
Und dann hab' ich's in den Stall gezogen,  
Denn sein Herr, nun blieb er bis zum Morgen.

Aber als er früh beim ersten Tagen  
Mit dem Reitgenossen aufgebrochen,  
Konnt' ich kaum des Röthleins Blick ertragen, —  
Ach, es hatte nur zu wahr gesprochen! —

Nun sind meine Augen wie zwei Bronnen,  
Wie geknickte Halme meine Arme,  
Stund' um Stunde ist seitdem veronnen,  
Und hier sitze ich in meinem Harne!

Nicht daß wieder ich das Kind von gestern  
Werden möcht', — das hieß' mit Undank lohnen!  
O ich tausch' mit keiner meiner Schwestern,  
Nicht mit Czaren-Töchtern auf den Thronen!

War ein Rohr, das jeder Windesodem  
Nach Belieben hin und wieder schnellte;  
Jetzt, ich weiß es, liege ich am Boden,  
Doch ich weiß auch, daß ein Sturm mich fällte.

Und ich segne ihn! Wenn meine Thränen  
Kriechen, glaubt nicht, daß ich mich beklage;  
Wonne birgt das ungemess'ne Sehnen,  
Daß ich jetzt in meinem Busen trage.

Ganz in Demuth bin ich hingeschmolzen,  
Nur sein armer Knappe möcht' ich werden,  
Der ihm nachträgt Armbrust, Schwert und Bolzen, —  
Höbern Wunsch nicht kenn' ich mehr auf Erden.

Aber wo soll ich ihn wiederfinden,  
Ihn, des Blizes hurtigen Gefährten?  
Ach, vergebens klag' ich Wolf' und Winden!  
Wohin, wohin gingen seine Fährten? —

Spricht der Ibar: Trockne deine Zähren,  
Denn dort seh' ich deinen schmutzen Reiter  
Schon im Hochzeitsstaate wiederkehren,  
Und ein Pope, schau, ist sein Begleiter.

\*) Nach serbischen Motiv.

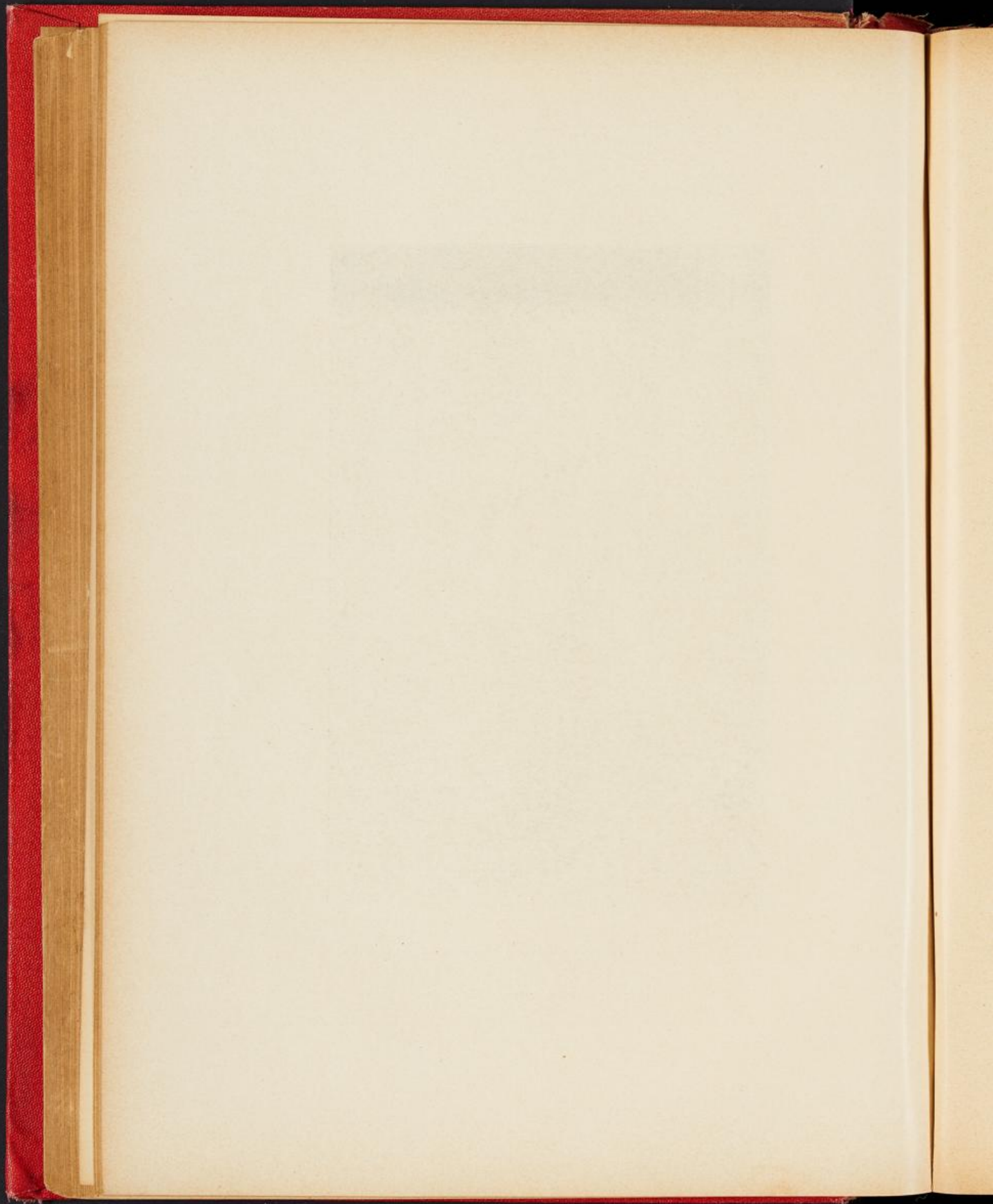




Der Bravo. Nach dem Gemälde von E. Meissonier.

Photogravure von E. Lecadre & Cie., Paris.







# Aus dem Skizzenbuche eines Orientreisenden.

Von A. H.

Mit Illustrationen nach der Natur gezeichnet.

## 1. Das arabische Wohnhaus.



Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß das Volk der Aegypten, welches so zäh und mit so sichtbarem Erfolge

allen fremden Einflüssen widerstand und dem selbst das Christenthum in seiner Sprache und seinen Sitten wenig anhaben konnte, der Religion des Islam und der Herrschaft der Araber so vollständig und so plötzlich erliegen mußte. Begann zwar mit der Invasion der Byzantiner schon ein anderes Kunstleben, so waren es doch erst die Araber, welche mit den altägyptischen Traditionen gründlich brachen, sodaß wir auf den Trümmern des uralten Pharaonenreiches eine ganz andere Welt entstehen sehen.

Dem leichtbeweglichen, unstäten Nomadenvolke war das ultraconservative, ernste Heidenthum der Aegypten im tiefinnersten Wesen zuwider. Die alten heidnischen Formen wurden mit ängstlicher Sorgfalt gemieden. Nur zu den Thürschwelen ihrer Moscheen benutzten sie oft, und es liegt darin wohl eine beabsichtigte Symbolik, Granitwerkstücke mit hieroglyphischen Darstellungen, gleichsam um das siegreiche Hinüberschreiten des Islam über das Heidenthum anzudeuten und die Macht des neuen Glaubens zu manifestiren.

II. 2.

Während der Bau der Moscheen bald nach der Eroberung des Landes wohl nach dem Vorbilde der heiligen Kaaba in Mekka, und zunächst unter Leitung byzantinischer Baumeister begann, empfand das wenig feste, an das Zeltleben gewöhnte Volk nur sehr allmählich das Bedürfniß, sich bequame, den Bedingungen des Landes entsprechende Wohnungen einzurichten.

Sie folgten in ihrem Wohnhausbau auch keinem vorhandenen Vorbilde. Das ägyptische Haus kam bei der Abneigung gegen die Ureinwohner wohl wenig in Frage, auch die strenge Symmetrie des griechischen und römischen Hauses war dem mehr auf das Malerische, Zufällige gerichteten Sinne der Araber nicht sympathisch; so entwickelte sich daselbe aus den eigenthümlichen Religions-Anschauungen, den Lebensgewohnheiten und Sitten des Arabers und den Concessionen, die er dem Klima und Bodenverhältnissen des Landes machen mußte, nur nach und nach und erlangte erst im 16. Jahrhundert seine höchste stylistische Vollendung. Mehr vielleicht als seine Monumentalbauten giebt uns also die Anlage, Einrichtung und der Schmuck seines Hauses Aufschluß über das ureigene Wesen des Arabers.

Cairo ist die eigentliche Hauptstadt des Arabers, hier entfaltete sich arabische Kunst und Wissenschaft und arabisches Leben zur höchsten Blüthe und hier erhielt auch das Wohnhaus die nach jeder Richtung hin abgeschlossene Ausbildung.

Die Grundpläne sind äußerst mannigfaltig, da die Orientirung derselben nach der Himmelsgegend wesentlich auf die Disposition der Räume einwirkt; doch immer sind gewisse Grundbedingungen in der Eintheilung festgehalten. Die Hauptzimmer, namentlich die der Frauen, öffnen sich nach dem Hof oder Garten. Das Gebäude hat meist zwei Flügel, die einen rechten Winkel bilden, der Hof ergänzt das zum Rechteck Fehlende des Grundstücks und ist auf der dem Nachbar zugekehrten Seite von dessen fensterloser Wand begrenzt oder mit einer hohen Mauer umgeben.



Eine Centralanlage des Hofes ist in Cairo selten, überhaupt spricht sich in der ganzen Grundrißlösung mit ausdrücklicher Betonung des unsymmetrischen das Bestreben aus, im Aufriß mehr das malerische Element zur Geltung zu bringen, und so ist das scheinbar Absichtslose, Zufällige, was den arabischen Bauten einen so großen Reiz verleiht, das Ergebnis eines feingefühlten, wohlüberlegten Planes. Die Fagade des Hauses ist durchgängig sehr einfach, da eine Entfaltung der Wohlhabenheit nach Außen nach dem Glauben der Bevölkerung den bösen Blick auf den Besitzer zog und Unglück oder Tod brachte, während sie andererseits die Behörde reizte von dem Manne, der seinen Reichtum zur Schau trug, hohe Steuern zu erlangen. So war es denn Sitte, den Reichtum mehr in das Innere zu concentriren. Die Willkür und Habucht der Machthaber, die Unsicherheit der Zustände gebot es ferner, dem Einzelnen das, was ihm lieb und theuer, seien es Schätze oder schöne Frauen, sorgsam zu bergen, nöthigenfalls mit Waffengewalt zu vertheidigen. Die Bestimmung des Koran über die strenge Absonderung der Frauen diente außerdem zur Richtschnur für die Wohnhausbauten. Das Haus erhält somit nach Außen etwas Geschlossenes, Festungsartiges. Das sehr hohe aus soliden Quadern erbaute Untergeschoß hat nur wenige kleine, sehr stark vergitterte und sehr hoch liegende Fensteröffnungen, sodaß man selbst zu Pferd sitzend nicht in dieselben hineinsehen kann. Eine kleine, meist hufeisenförmige Thüröffnung mit einer einfachen Wandverschlingung umgeben, in die wohl auch ein sinniger Koranpruch eingefügt ist, bildet den Eingang.

Die Thüre, vom festen Holz der Sykomore, ist mit einem mächtigen Riegel, der durch eine sehr einfache, aber sinnreiche Mechanik geöffnet wird, geschlossen. Zuweilen vertheidigen geschickt angebrachte Schießscharten, von oben bedient und so disponirt, daß sie zwischen den Consolen eines überragenden

Vorbauens unsichtbar ausmünden, den Eingang gegen unbefugte Eindringlinge. Ueber der Thür finden wir oft primitiv gemalte Löwen, Kameele oder auch Dampfschiffe, als Zeichen, daß der Besitzer eine Meßreise gemacht hat, auch Töpfe mit Cactuspflanzen und ausgestopfte Krokodile sind gegen den bösen Blick aufgehängt. Die Etagen, das arabische Haus hat deren selten mehr als zwei, ragen weit über das Untergeschoß hervor, sodaß man in den ohnedies engen Straßen vollständig gegen die heißen Sonnenstrahlen geschützt ist. Breitere Straßen, und namentlich diejenigen, in welchen sich die Bazare befinden, sind durch Holzbeden oder aufgespannte Belarien sorgfältig überdeckt. Kräftige, stylvoll ausgebildete Steinconsolen, auf die sich die Balkentöpfe der vorgehobenen Zwischendecken unmittelbar aufsetzen, vermitteln den Uebergang in den leichteren Ziegelbau der oberen Geschosse. Das Holz



Straße in Cairo.

conservirt sich im Süden so gut, daß sich die arabischen Architekten die Einfügung desselben in Mauern und Steinschnitt erlaubten, wo es den nordischen Fachleuten unglaublich erscheint. Die oberen Wandflächen sind meist schlicht gepußt und entbehren fast jeglicher architektonischer Gliederung. Den einzigen charakteristischen Schmuck erhalten dieselben durch die ganz nach dem inneren Bedürfnisse in heiterer



Unregelmäßigkeit und in allen Größen angebrachten Fenster, die nicht verglast, sondern sämmtlich mit Holzgittern versehen sind oder erkerartige Ausbauten erhalten. Diese Erker, die sogen. Muscharabien, welche den doppelten Zweck haben, die Wohnungen zu ventiliren und den hinter dem Gitterwerk verborgenen Frauen eine Aussicht auf die Straße zu gewähren, sind eine Spezialität von Cairo. In ihrer Grundform meistens rechtwinklig ragen die Bedachungen meist marquisenartig vor und gewöhnlich werden statt der Simse zierlich ausgeschnittene, herabhängende Bretterfriese angebracht.

Der Uebergang in die Mauerfläche wird nach unten zu durch eine elegant geschwungene Hohlkehle, die sich wohl auch in eine Anzahl Spitzkappen auflöst, vermittelt. Die Holzgitter in Gesichtshöhe so eng, daß man dahinter stehend nicht gesehen wird, erweitern sich durch Vereinfachung der Zeichnung nach oben, bilden durch das Spiel der verschieden gestellten gedrehten Holzstücke Zeichnungen von reizender phantastischer Form und gewähren von Weitem gesehen den Anblick eines schönen reichen Stilmusters. Oft gehören tausende von Holzstücken zu einem Quadratmeter dieses Gitterwerkes.

Der unserem nordischen Auge fast unentbehrlich scheinende Abschluß des Hauses nach oben, durch den Hauptsimis fehlt fast ganz, er ist dann und wann durch eine matte Profilierung, die durch Stalaktitenbildungen in die Wandfläche übergeht, und die nach oben oft in einen Innenaufsatz endigt, schwach angedeutet; auch ein Dach und dessen Sparrenaussladung vermiffen wir, da das Haus geradlinig abgedeckt wird. Nur zuweilen ragen schräg gegen

Norden gestellte Dachaufsätze empor, die dazu dienen, den Wind abzufangen und zum Zwecke der Ventilation in die Zimmer zu leiten. Im großen Ganzen machen diese Fagaden, deren Schmuck sich auf das Nothwendigste beschränkt, deren konstruktive Bedingungen aber in klarer stylvoller Weise ausgedrückt sind, einen vornehmen Eindruck.

Die Häuser reihen sich in bunter Abwechslung, je nach dem Verhältniß des Besitzers hoch oder niedrig, breit oder schmal, meist in gekrümmter Linie aneinander und stehen sich so eng gegenüber, daß sich die überragenden Stockwerke fast berühren.

Die so entstehenden Straßen mit ihren unendlichen Ueberschneidungen der Linien, mit ihren Zufälligkeiten, ihrem ganzen bunten Fegenwerk des Orients, mit den Belarien, Firmamenten, Fahnen u. sind von außerordentlich malerischer Wirkung.

Dazu drängt sich durch diese engen Passagen zu Fuß, zu Esel, zu Kameel eine interessante bizarre Menge in buntem Durcheinander, verklärt und erleuchtet durch die Strahlen der südlichen Sonne, deren intensives Licht bis in die verstecktesten Winkel warme Reflexe verbreitet und selbst aufwirbelnden Staub zum goldenen Fluidum macht, aus welcher die

abenteuerliche Staffage in reicher Farbenpracht auftaucht oder als dunkle Silhouette verschwindet.

Das Innere des Hauses ist ein Heiligthum, was zu betreten nur mit ganz ausdrücklicher Erlaubniß des Besitzers gestattet ist, selbst der Behörde ist der Eintritt versagt. Hat sie Veranlassung, vielleicht eines begangenen Verbrechens wegen den Besitzer zur Verantwortung zu ziehen, so kann sie das Haus umstellen, die Verbindung abschneiden,



Straße in Cairo.



sie würde aber nicht wagen, gewaltsam in dasselbe einzubringen, selbst eine Controle über die Einwohner, über die Geburts- und Sterbefälle ist ihr versagt und es ist deshalb unmöglich, genaue statistische Angaben über die Anzahl der Bewohner von Aegypten zu machen; es beruhen solche meist auf ungefähren Berechnungen, die wie die Erfahrung gelehrt hat, sehr täuschen.

Die Unverletzlichkeit des Hauses, die noch eine Reminiscenz des früheren Zeltlebens sein mag, hat denn auch seine sehr bedenklichen Seiten. Die eigenthümlichen zum Theil liberalen Bestimmungen des Koran über das eheliche Leben, die, von dem Reiz des Geheimnißvollen umwoben, leicht im Abendlande ganz falsche Vorstellungen erregen, führen in Wirklichkeit oft wenig erbauliche Verhältnisse herbei. Böse Leidenschaften, Haß, Eifersucht, die zu Unfrieden im Hause Anlaß geben, leisten nur zu häufig schließlich dem Verbrechen Vorstüb.

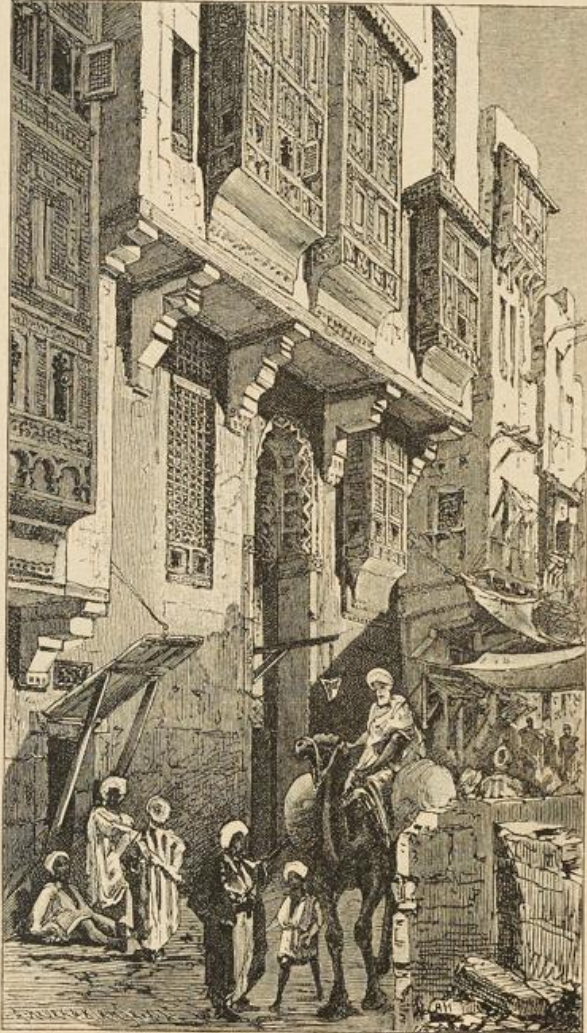
Was die Beziehungen der beiden Geschlechter betrifft, so ist der Aegyptier überhaupt zügellos und roh-sinnlich, und wird hierin von der großen Leichtfertigkeit des schönen Geschlechtes unterstützt. In wenig Städten mögen so viel Liebesintrigen stattfinden wie in Cairo, aber nirgends kann auch die Entsittlichung größer genannt werden, und nirgends kommen tragische Endresultate häufiger vor. Früher trug oft der Nil in Säcke genährte Frauenleichen an's Ufer als stumme Zeugen eines blutigen Fa-

miliendramas; und schon die Fälle von Beseitigung neugeborener Kinder, die zur Kenntniß der Behörden kommen, weisen eine unglaublich hohe Ziffer auf. Ungeachtet der durch die Polygamie und die Leichtigkeit der Scheidung gebotene Gelegenheit zu

häufigem Wechsel kommen indeß jetzt verhältnißmäßig recht viele anhaltende und dauernde Ehen vor, und es ist in den mittleren und unteren Klassen schon aus ökonomischen Gründen seltener als manglaubt, daß ein Mann mehr als eine Frau hat.

Die Abschließung des Harems ist immer noch so streng, daß selbst im Gespräch der Frauen nicht Erwähnung gethan werden darf; man betrachtet diese Verhältnisse als unter dem Schleier stehend und würde eine große Indiscretion begehen, wollte man sich bei einem Ehemann nach dem Befinden der Frau erkundigen; nur mit der Umschreibung, „was macht das Geheimniß deines Hauses“, kann man sein Interesse für dessen schönere Hälfte betheiligen. Es ist deshalb schwer ein arabisches Haus zu betreten, da es dem Besizer zunächst unverständlich ist, daß uns das Interesse für seine Einrichtung zu ihm führt, dem heutigen Araber auch das Verständniß für die Kunst seiner Vorfahren vollständig abhanden gekommen ist, so daß er immer in unserem Besuche eine unlautere Absicht argwöhnen wird.

Rechen wir mit einer Empfehlung versehen an, so erscheint zunächst der Thürhüter, der mit unserem



Arabisches Wohnhaus.





Hofansicht eines arabischen Wohnhauses.

Dragoman eine längere Auseinandersetzung beginnt, darauf verschwindet jener wieder, die Thür sorgfältig schließend, um nach geraumer Zeit im günstigsten Falle mit dem Besitzer selbst zurückzukehren, es beginnt ein abermaliges langes Pourparler, währenddem der Araber uns misstrauische und fragende Seitenblicke zuwirft. Die Genehmigung wird endlich widerstrebend erteilt, der Hausherr verschwindet, um zunächst sein Haus zum Empfang vorzubereiten, das heißt seine Frauen in sicheren Gewahrsam zu bringen, was wieder eine unendliche Zeit in Anspruch nimmt. Der Araber, der den Werth der Zeit nicht hoch in Anschlag bringt, empfindet es nicht als eine Unhöflichkeit, den Fremden über die Gebühr warten zu lassen, und unsere Geduld wird deshalb im Orient oft auf harte Proben gestellt.

Ein enger Corridor nimmt uns auf, derselbe ist rechtwinklig gebrochen, so daß der Blick von der Straße aus nicht in den Hof dringen kann, der Thür gegenüber befindet sich eine Nische mit dem Sitze des Thürhüters, des sogenannten Mastaba. Ein zweites solides Thor passirend, treten wir in den Hof.

Da man den kostbaren culturfähigen Grund und Boden des Nilthales so intensiv wie möglich auszunutzen suchte, drängte man die Städte auf ein enges Terrain zusammen und beschränkte beim Bau der Häuser thunlichst deren Flächenausdehnung. Deshalb sind selbst bei opulenten Anlagen in Cairo die Höfe verhältnißmäßig klein, ganz im Gegensatz zu den großartigen Höfen von Damaskus, die mehr einem von dem Hause eingeschlossenen Garten gleichen.

Er vertritt daher hier mehr die Stelle eines großen Vorjaales, in welchem sich das häusliche Leben der Bewohner größtentheils abspielt.

Der Hof ist ungepflastert und mit einzelnen Bäumen bepflanzt. Ein Ziehbrunnen, vom Nil gespeist, liefert das Trinkwasser. Eine hübsche Laube dient im Sommer zum Empfange der Gäste. Die Hofsfacade ist meist von reiner Stein-Arbeit und überrascht uns durch ihre reiche architektonische Ausbildung.

Den Glanzpunkt bildet eine gegen Norden gerichtete Halle mit einer eleganten Vogenstellung, die um einige Stufen über dem Niveau des Hofes liegt und zu der man eine mit zierlichem Geländer versehene Freitreppe emporsteigt.

Die Capitellform der die hufeisenförmigen Vogen stützenden Säulen ist die spätromische oder byzantinische, da der eigentliche arabische Styl sich eine eigene Säulenordnung nicht geschaffen hat.

Eine Bandverschlingung, die in mehr oder weniger reichen Formen immer wieder das Motiv der Umräumung bildet, faßt die Bögen ein; Einsätze von bunten glasierten Fayencen in den Verknötungen des Bandes oder in den Vogenzwickeln verleihen den Facaden eine reichere und farbige Wirkung.





Ein weit vorragendes Schutzdach auf Holzconsolen, über den Bögen angebracht, vor der Sonne schützend, und vergitterte Fenster und Erker erhöhen noch den malerischen Reiz.

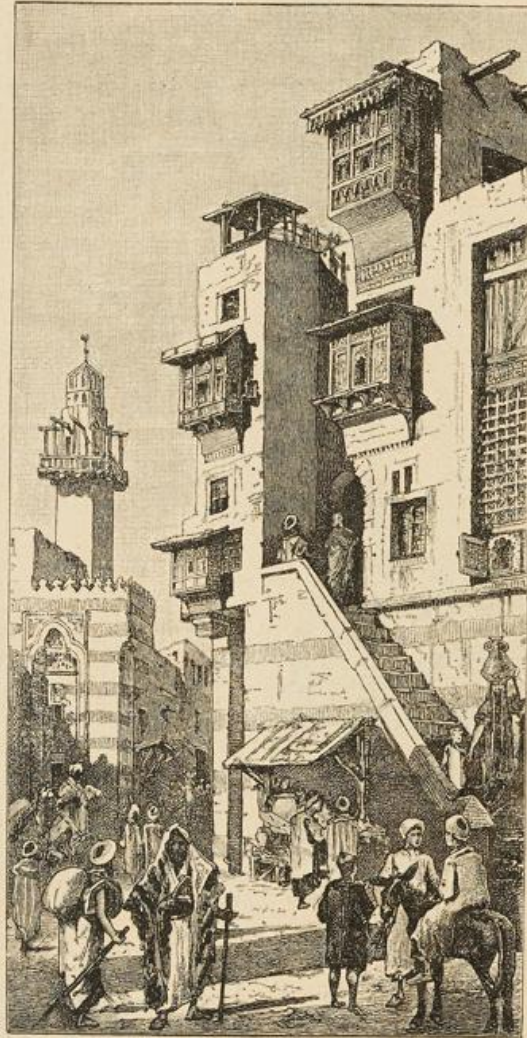
Eine besondere Thür, die durch ihre reichere Ausstattung über ihre Bestimmung keinen Zweifel läßt, führt in den für die Frauen reservirten Flügel. Sie setzt sich in eine hohe rechtwinkelige Nische ein, die sich nach oben in Stalattitenwerk zusammenzieht und durch eine sphärische Kuppel wieder in die Wandfläche übergeht. Ein kleines vergittertes Fenster über dieser Thür dient dem Haremswächter zur Controle der Eintretenden.

In der Anlage des Hofes erkennt man überall das Bestreben, mit weiser Berücksichtigung der Anforderungen des Klimas den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten in jeder Beziehung Rechnung zu tragen, da hierbei auch die gefällige Form nicht außer Acht gelassen ist und jede anscheinende Zufälligkeit ihre innere Bedeutung hat, so macht diese ganze Hofanlage einen harmonischen angenehmen Eindruck.

Im Niveau des Hofes liegen zuvörderst die Wirthschaftsräume, die Küche, Bäckerei, die Wohnungen für die männlichen Diener, sowie die Stallung für die in Cairo unerläßlichen Reitejel, nebst Futter- und Sattelfammer.

Wir betreten zunächst die Halle, die sogenannte Tachta bosh, in der die laufenden Geschäfte abgemacht werden und in welcher die Leute empfangen werden, die man ihrer niederen Stellung wegen nicht in die Zimmer einläßt.

Sie bildet eine Vorhalle zu der sogenannten Mandara, dem Empfangszimmer des Herrn. Mit einer gewissen Feierlichkeit und nach ganz bestimmtem Ceremoniell wird uns hier von einem Diener der arabische Willkommen, ein Täschchen schwarzer Kaffee, gereicht. Gewöhnlich die einzige bescheidene Leistung, zu der sich die vielgerühmte arabische Gastfreundschaft aufschwingt. Bei dieser Gelegenheit erwartet der Wirth, daß ihm einige Schmeicheleien an den Kopf geworfen werden, die je stärker sie aufgetragen sind, auf einen um so empfänglicheren Boden fallen und die in nach unseren europäischen Begriffen sehr starken Dojen erwidert werden. Die Mandara besteht aus 2 Abtheilungen, einem Vorraum der Durka und dem eigentlichen Salon oder Liwan, und ist in seiner Ausstattung und Einrichtung ganz ähnlich, nur bescheidener wie der in der Frauenabtheilung liegende Hauptraum des ganzen Hauses, die sogen. Kaa. Eine Thür führt von hier direct in die Abtheilung der Frauen. Durch schmale Treppen gelangt man nach der oberen Etage, die meist für Schlafzimmer bestimmt ist, wenn die Bewohner nicht vorziehen, in der heißen Jahreszeit ihre Schlafstätte auf dem Dach des Hauses aufzuschlagen. Ein besonderes



Arabisches Haus in Boulak bei Cairo.

Augenmerk richtet der Baumeister auf die Anlage einer schwer zu findenden wohlgeschützten geheimen Zelle, zur Bergung des Schazes in unsicheren Zeiten; auch eine verborgene Thür, die sogen. Bab-el-Sir, zum Verlassen des Hauses bei einem Ueberfall oder auch zur Ermöglichung heimlicher Liebesabenteuer ist vorgesehen.

Der Flügel der Frauen ist ein besonderer Theil



des arabischen Hauses und von diesem gänzlich abgeschlossen. Separate Treppen vermitteln die Verbindung der Stagen; außer der schon erwähnten Bab-el-Harim vom Hofe aus und der Verbindungsthüre mit der Maudara existiren keine Eingänge.

Der Salon, die Kaa, nimmt den größten Theil des Flügels ein, da er meist durch zwei Stockwerke durchgeführt ist.

Das obere Stockwerk dient auch hier zu Schlafräumen.

Die Kaa, ein langgestreckter Raum von drei Abtheilungen, in dessen quadratischen Mittelraum, der sog. Durka, wir zunächst eintreten, geht durch zwei Stagen durch und ist mit einer Kuppel überwölbt, durch die ein mäßiges Licht zugeführt wird. Aus den beiden Räumen, die über den niedrigen Seitentheilen liegen und die bei festlichen Gelegenheiten zur Aufnahme der Sängerinnen dienen, führen reich vergitterte Fenster in diesen Kuppelraum. Gegen die beiden Seitentheile (Vibans gen.), ist diese Durka durch Hufeisenbögen oder auch wohl durch kunstvolle, die Ecken abschrägende Stalaktitenbildungen getrennt. Der Fußboden ist mit reichem Marmormosaik getäfelte, ein Springbrunnen, der das Wasser in verschiedene übereinander gestellte Marmorshalen zum Zweck der Verdunstung und zur Kühlung des Raumes vertheilt, bildet das Mittel. Auch in nischenartigen Vertiefungen der Wand entspringen Wasserstrahlen, die sich auf gerippten Marmorplatten wasserfallähnlich vertheilen und in Nischen, die mit durchbrochenen Platten bedeckt sind, in das Mittelbassin ablaufen. In einem Lande, welches im beständigen Kampfe mit der naheliegenden Wüste seine ganze Existenz dem Wasser verdankt, erhöht sich der Werth dieses fruchtbringenden und segenspendenden Elementes und gern leitet es der Araber in seine Gemächer, nicht nur um denselben Kühlung zuzuführen sondern auch in dem Bewußtsein des Ueberflusses, sich an seinem Plätschern und Murmeln zu erfreuen.

Die beiden Seitenräume, um eine Stufe höher als die Durka, sind mit kostbaren Matten und Teppichen belegt, weshalb sie der Araber nur betritt, nachdem er sich seiner Schuhe entledigt hat. Ein bequemer Divan, der auch des Nachts als Bett dient, zieht sich rings an den Wänden herum und bildet mit dem kleinen Tischchen, auf welches das Essen aufgetragen wird, das einzige Meublement des Raumes.

Die Wände sind in Höhe von 2 bis 3 m mit Holzgetäfel versehen, hinter welchem in der Regel Wandschränke verborgen sind. Um das Werfen dieses Getäfels möglichst zu verhüten ist es aus unendlich kleinen Holzstücken, die in ihrer Zusammenstellung die complicirtesten geometrischen Verschlingungen bilden, zusammengefügt. Ein durch Console gestütztes Brett, auf welches schöne Gefäße von Glas, Majolika oder

Metall zum Schmuck aufgesetzt werden, schließt die Lambrerie nach oben ab. Die darüber liegende Wandfläche ist mit gemalten Fliesen persischer Provenienz von vortrefflicher Emaille getäfelte. Ein breiter Fries mit Koransprüchen in vergoldeten Schriftzügen vermittelt den Uebergang zur Decke. Dieselbe setzt sich zusammen aus ziemlich dicht nach der Tiefe liegenden Balken, welche von ihrem Auflager ab ca.  $\frac{1}{2}$  m lang vierkantig sind und dann in hübscher Auflösung in die Rundung übergehen. Schön erfundene, in die Flächen vertiefte Ornamente, die durch geschmackvolle Farbengebung und reiche Vergoldung noch wirksamer werden, oder Intarsien von kostbarem Material, Elfenbein, Ebenholz und Bronze schmücken sowohl Balken als Zwischenfelder.

Das Licht fällt in diesen schönen Raum durch Fenster, die in tiefen Nischen angebracht sind, angenehm gedämpft durch die auch hier verwendeten Holzgitter und durch darüber angebrachte bunte Glasfenster. Dieselben bestehen in Gypsplatten, aus welchen ornamentale Figuren, meist Vasen mit Blumenbouquets, ausgeschnitten und mit buntem Glase hinterlegt sind, und wirken wie in feuriger Farbe gemalte Ornamente. Die Decoration des ganzen Raumes ist mit aller dem Style zu Gebote stehender Mittel und mit einem Geschmacke und einer technischen Vollendung ausgeführt, die eine Steigerung nicht mehr möglich erscheinen läßt und unsere Bewunderung in hohem Grade in Anspruch nimmt. Der schöne stimmungsvolle Raum ist mit äußerstem Raffinement auf seine Bestimmung hin angelegt, man fühlt, daß hier der arabische Künstler mit voller Hingebung und Liebe ganz aus seinem Innersten geschöpft und sein Empfinden zum Ausdruck gebracht hat. Dieses Empfinden strahlt das Werk allerdings auch auf uns zurück. Alles scheint aber schließlich darauf berechnet zu sein, uns in jenen traumhaften Zustand zu versetzen, dem sich der Morgenländer selbst mit Anwendung noch kräftigerer Mittel so gern hingiebt. Folgen wir mit dem Auge den unendlichen Verschlingungen des ornamentalen Rankenwerks und vertiefen wir uns in das Labyrinth der geometrischen Figuren, die gleich einem Kaleidoskop immer wieder andere Variationen zeigen, so überfällt uns fast unbewußt ein Gefühl angenehmer Erschlaffung. Die bequemen Polster, das angenehm gedämpfte Licht, das leise Plätschern der Fontaine, die weiche Luft, die uns durch die Fenstergitter anweht, die gänzliche Abgeschlossenheit von dem Straßenlärm, alles trägt dazu bei, diesen Zustand zu begünstigen. Daß wir diesem eigenen Zauber morgenländischer Kunst unwillkürlich erliegen ist ein Beweis, daß wir eine eigenartige Schöpfung vor uns haben. In der Art aber, wie sich diese Kunst auf uns äußert, liegt die Klust, die das Wesen arabischer Kunst von dem der abendländischen trennt. Anstatt der Erhebung, der Anregung, der Begeisterung,



die uns ergreifen sollte, bemächtigt sich unserer eine Stimmung, deren wir uns, wenn die Ernüchterung eingetreten ist, fast schämen möchten und die einen gewissen moralischen Kagenjammer hinterläßt.

Schon in der Auffassung des Ornamentes liegt der gewaltige Unterschied der morgenländischen von der abendländischen Kunst. Dem Ornament ist in der arabischen Kunst eine um so größere Rolle beschieden, als eine eigentliche architektonische Gliederung, die Anwendung von Pilastern, Simsen zc. fast ganz fehlt und die Ausschmückung der Flächen durch Bildwerke, die der Koran als Teufelswerk bezeichnet, ganz ausgeschlossen ist.

Die Dekorationslust macht sich zumeist in Füllungen und Flächenornament geltend, welche mit der baulichen Construction in keinem Zusammenhange stehen. Mehr als bei anderen Stylarten beruht das Ornament auf einer geometrischen Construction und läßt sich schon aus diesem Grunde auf textile Vorbilder zurückführen.

Die wandelbaren Kinder der Wüste haben selbst nach erlangter Selbstständigkeit die Erinnerung an ihre Jugend und ihr Nomadenthum nicht aufgegeben und in der That offenbart sich in allen arabischen Bauten der gemeinsame Grundzug, der auf das Zelt als Wurzelform ihrer architektonischen Bildung hinweist und in dem Ornament die Imitation von Erzeugnissen der Textilkunst erkennen läßt.

Das Ornament ist ausschließlich Flächenornament und hat sich nie in selbstständiger Kraft und plastischer Wirkung geltend gemacht.

Es ist an die Masse gebunden und bildete seinen Flächencharakter immer entschiedener aus, je mehr es sich von den traditionellen Formen des spät-römischen und byzantinischen Styles frei machte. Je eingeschränkter aber in dieser Beziehung das Feld der künstlerischen Thätigkeit ist, um so rastloser arbeitet die Phantasie, um im Erfinden stets neuer Combinationen ihre Kraft zu bethätigen.

Die arabische Kunst hat deshalb bei allem Reiz und Reichthum freilich auch alle Eintönigkeit des Ornamentalen.

Entnimmt sie ihre Motive dem Blattwerke, so erkennen wir zwar in den Conturen den Geist des klassischen Styls, der ihr durch die Byzantiner übermittelt wurde. Es fehlt aber diesem Ornamente das Lebensvolle, Frische der stylistischen Wiedergabe der Natur. Die Formen sind erstarrt, unplastisch und flach, und nur in den kunstvollen Verschlingungen der Ranken und in

dem Bestreben, die Fläche gleichmäßig zu bedecken, liegt ein gewisser Reiz.

Einen Ersatz für den fehlenden bildlichen Schmuck sucht die Ornamentik in der Anwendung der Schrift, um nicht nur an geeigneter Stelle einen sinnigen Gedanken auszusprechen, sondern um sie auch formell wirken zu lassen.

Da indeß die vergoldeten Schriftzeichen die Fläche nur ungleichmäßig decken, oft auch eine noch reichere Wirkung erzielt werden sollte, um den ausgesprochenen Gedanken so eine noch größere Bedeutung zu geben, brachte man die Schrift in Verbindung mit einem feinen Rankenwerk, welches sich anmuthig durch die Buchstaben durchzog und einen spigenähnlichen Fond gab, an welchem sich die Schrift klar abhob.

Wenn von einer arabischen Kunst die Rede war, so müssen wir uns allerdings in das 15. und 16. Jahrhundert zurück versetzen, auch zur Erläuterung eines Wohnhauses ein Beispiel aus jener Zeit wählen, da die jetzigen Leistungen auf dem Gebiete der arabischen Kunst fast Zerrbilde zu nennen sind. Wenn diese im 15. und 16. Jahrhundert eine dominirende Stellung einnahm, so ist sie mit dem politischen Verfall des osmanischen Reiches in beständigem Rückgange begriffen. Seitdem der letzte bedeutende Regent Aegyptens, Mehemed-Ali, das Land mehr europäischem Einflusse öffnete, hat sich der ohnedies heruntergekommene Geschmack durch Aufnahme fremder Elemente in die Kunst noch wesentlich verschlimmert. Unverständene französische Moden verdrängten nach und nach die althergebrachten gefunden Stylprincipien, an denen der Araber, wenn auch nur gewohnheitsmäßig fest hielt und welche er allerdings nur geistlos copirte. Wir können es daher nicht als ein Heil für die arabische Kunst ansehen wenn durch eine abermalige Invasion die innere Entwicklung eines immer noch lebensfähigen Volkes gehemmt wird. Nicht europäische Stylprincipien können die orientalische Kunst, wie dies allerdings umgedreht der Fall gewesen ist, neu befruchten

und beleben. Die Anregung muß eine tiefere sein, nur ein Mahdi, aber ein echter Prophet, möchte auferstehen, um den Islam, den nicht auszutilgenden Glauben des Orients, durch Reformen den Anforderungen der Gegenwart passend zu machen, und somit auf politischem Gebiet, sowie auf dem Gebiete der Kunst eine arabische Renaissance anzubahnen.



Willaidschaft.



## Cécile.

Novelle von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

„... von Taubenhayn,“ ergänzte der Hofprediger. Aber im selben Augenblick wahrnehmend, daß Cécile, wie bei jedem unpersönlich bleibenden Gespräche, voll wachsender Abspannung dreinsah, brach er rasch ab und sagte: „Ja, der Harz! Wir sind ganz d'accord, Herr v. Gordon. Und nun gar mein liebes altes Halberstadt, von dem ich mit dem König von Thule singen möchte „es ging ihm nichts darüber“ — so sehr häng' ich daran. Und doch, wenn ich mich umthun und einen Fleck Erde nennen sollte, der vielleicht angethan wär', ihm in meinem Herzen den Rang streitig zu machen, so wär es unser gutes Berlin. Und worin den Rang streitig macht? Just in dem, was ihm am meisten abgesprochen wird, in landschaftlicher Schönheit. Bitte, treten Sie hier heran, Herr v. Gordon, hier an diese Brüstung, und dann urtheilen Sie selbst. Wenn Sie den ganzen Harz auf den Kopf stellen, so fällt, so schön er ist, kein Stück Erde heraus, wie das hier.“

Und wirklich, er durfte so sprechen, denn was sich da, vom ersten Herbst kaum angeflogen, zu Füßen ihres Balkons ausbreitete, war ein Förderativstaat von Gärten, zwanzig oder mehr, die durch niedrige, kaum sichtbare Heckenzäune von einander getrennt, ein einziges großes Blumenarré bildeten, Altern in allen Farben, aus denen Rondeele von Cana indica emporblühten. Die Mittagssonne blitzte dazwischen und auf einer ihnen gegenübergelegenen Veranda standen Damen im Gespräch und fütterten Tauben, die, von einem Nachbarhose her, auf die jenseitige Balkonbrüstung geflogen waren.

„Insel der Seligen,“ sagte Gordon vor sich hin, im selben Augenblicke bedauernd, das Wort gesprochen zu haben, weil er wahrnahm, wie peinlich Cécile davon berührt wurde. Doch es ging vorüber und sich rasch wieder in ihre gute Laune zurückfindend, sagte sie: „Wissen Sie, daß ich all die Zeit über an den alten Emeritus und den Professor mit dem sonderbaren Namen gedacht habe. Braunschweig oder Anhalt war das ewige Thema. War es nicht so? Und nun ist Harz oder Thüringen

das erste Gespräch, das ich Sie führen höre. Nein, mein Herr Professor „Aus dem Grunde“, zu dem Behufe wollen wir uns nicht wiedergesehen haben.“

Gordon versprach feierlichst Besserung, fragte nach dem Obersten und zuletzt auch nach Rosa und ob Nachrichten von ihr eingetroffen seien, was bejaht wurde. Dann erhob er sich, verneigte sich mit vieler Artigkeit gegen den Hofprediger und empfahl sich, während Cécile nach dem Diener klingelte.

\* \* \*

„Nun,“ fragte Cécile, „welchen Eindruck haben Sie von ihm empfangen?“

„Einen guten.“

„Ohne Einschränkung?“

„Fast. Er ist klug und gewandt, und wie ich glaube, von untadliger Gesinnung.“

„Aber?“

„Er hat, so lebhaft und sanguinisch er ist, einen eigensinnigen Zug um den Mund und ist muthmaßlich fürer Ideen fähig. Ich fürchte, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat, so will er auch mit dem Kopf durch die Wand. Das Schottische spukt noch in ihm nach. Alle Schotten sind hartköpfig.“

„Ich hab' ihn umgekehrt immer nachgiebig gefunden und überaus leicht zu behandeln.“

„Ja, Alltags und in kleinen Dingen.“

Cécile schwieg sichtlich verstimmt, weshalb der Hofprediger, einlenkend, fortfuhr: „Im Uebrigen, meine gnädigste Frau, dürfen Sie Bemerkungen wie diese nicht ernsthafter nehmen als sie gemacht werden. Alles was ich gesagt habe, sind Sentiments und Muthmaßungen. Ich bin Hofprediger, aber nicht Prophet, auch nicht einmal von den kleinen. Und wenn ich Recht hätte! Was bedeutet Eigensinn? Unser Leben ist voller Fallgruben und wer in die des Eigensinns fällt, fällt noch immer nicht sonderlich tief. Da giebt es ganz andre. Herr v. Gordon, wenn mich nicht Alles täuscht, ist ein Mann von Grundsätzen und doch zugleich frei von



Langweil und Pedanterie. Man erkennt unschwer den Mann, der die Welt gesehen und die kleinen Vorurtheile hinter sich geworfen hat. So recht eine Bekanntschaft, wie Sie sie brauchen. Denn es bleibt bei meinem alten Satze, Sie verbringen Ihr Leben einsamer, als Sie sollten."

"Im Gegentheil, nicht einsam genug. Was sich Gesellschaft nennt, ist mir alles Erdenkliche, nur kein Trost und keine Freude."

"Weil die Gesellschaft, die sich Ihnen bietet, hinter Ihren Ansprüchen zurückbleibt. Sie lächeln, aber es ist so, meine gnädigste Frau. Was Sie brauchen sind unbefangene Menschen, Menschen, die die Sprache zum Ausplaudern, nicht aber zum Caschiren der Dinge haben. Und zu diesen Unbefangenen zählt Herr von Gordon. So wenigstens ist der Eindruck, den ich von ihm empfangen habe. Pflegen Sie seine Bekanntschaft und er wird Ihnen das Licht und die Freude geben, die Sie so schmerzlich vermissen."

Sie schüttelte den Kopf.

Er aber nahm theilnehmend ihre Hand und sagte: "Was ist es wieder, meine liebe gnädigste Frau? Sie müssen diese Melancholie von sich abthun. Es gehört nicht zu den Machtmitteln unserer Kirche, den Himmel aufzuschließen und selig zu sprechen. Aber so wir nur den rechten Glauben haben, so trägt unser Heiland unsere Schuld. Diese freudige Gewißheit haben wir, und Sie dürfen sich nicht mit Vorstellungen quälen, die darauf aus sind, diese Gewißheit immer wieder in Frage zu stellen. Ich weiß wohl, was diesen Ihren beständigen Zweifeln zu Grunde liegt, es ist das, daß Sie, vor Tausenden, in Ihrem Herzen demüthig sind. Und diese Demüth soll Ihnen bleiben. Aber es ist doch zweierlei: die Demüth vor Gott und die Demüth vor den Menschen. In unserer Demüth vor Gott können wir nie zu weit gehen, aber in unserer Demüth vor den Menschen können wir mehr thun als nöthig. Und sie thuen es. Es ist freilich ein schöner Zug und ein sicheres Kennzeichen edlerer Naturen, Andere besser zu glauben als sich selbst, aber wenn wir diesem Zuge zu sehr nachhängen, so verfallen wir in Irrthümer und schaffen, weit über uns selbst hinaus, allerlei Schädigungen und Nachtheile. Damit sprech' ich dem Hochmuth nicht das Wort. Wie könnt' ich auch? Ist doch Hochmuth das recht eigentlich Böse, die Wurzel alles Uebels, fast noch mehr als der Geiz, und hat denn auch die Engel zu Fall gebracht. Aber zwischen Hochmuth und Demüth steht ein Drittes, dem das Leben gehört, und das ist einfach der Muth."

Er hatte sich erhoben und Beide waren an die Balkonbrüstung getreten, von der aus sie jetzt die stille vor ihnen ausgebreitete Blumenwelt überblickten. Eine Weile schwiegen sie. Dann sagte

Cécile: "Muth! Vielleicht hätt' ich ihn, wenn ich nicht in trüben Ahnungen steckte. Die mir jetzt zurückklingenden glücklichen Tage, welchem Umstande verdank' ich sie? Doch nur dem, daß er, den Ihre Güte mir zum Freunde geben möchte, sieben Jahre lang draußen in der Welt war und ein Fremder in seiner eigenen Heimath geworden ist. Er weiß nichts von der Tragödie, die den Namen St. Arnaud's trägt und weiß noch weniger von dem, was zu dieser Tragödie geführt hat. Aber auf wie lange noch? Er wird sich rasch hier wieder einleben, alte Beziehungen anknüpfen und eines Tages wird er alles wissen. Und an demselben Tage . . ."

Sie brach hier ab und schien einen Augenblick zu schwanken, ob sie weiter sprechen sollte. Dann aber fuhr sie voll wachsender Erregung fort: "Ja, mein Freund, er wird eines Tages alles wissen, und an demselben Tage wird auch der heitere Traum, den ich träumen soll, zerronnen sein. Und, daß ich es sagen muß, ein Glück, wenn er zerrinnt. Denn wenn er jemals Gestalt gewinne . . ."

"Dann? Was dann, meine gnädigste Frau?"

"Dann wäre jeder Tag eine Gefahr. Denn es verfolgt mich ein Bild, das ich nicht wegschaffen kann aus meiner Seele. Wir gingen, als wir noch in Thale waren, St. Arnaud und ich und Herr von Gordon, eines Spätnachmittags an der Bode hin und plauderten und bückten uns und pflückten Blumen, bis mich plötzlich ein glührother Schein blendete. Und als ich aufsaß, sah ich, daß es die niedergehende Sonne war, deren Gluth durch eine drüben am andern Ufer stehende Blutbuche fiel. Und in der Gluth stand Gordon und war wie davon übergossen. Und das ist das Bild, von dem ich fühle, daß es mir eine Vorbedeutung war und wenn nicht eine Vorbedeutung, so doch zum Mindesten eine Warnung. Ach, mein Freund, suchen wir ihn nicht zu halten, wir halten ihn nicht zu seinem Glück. Sie sind der Einzige, der es wohl mit mir meint, der Einzige, der reinen Herzens ist, und ich beschwöre Sie, helfen Sie mir alles in die rechten Wege bringen und vor allem beten Sie mir das Grauen fort, das auf meiner Seele liegt. Sie sind ein Diener Gottes und Ihr Gebet muß Erhörung finden."

Sie war unter diesen Worten in ein nervöses Fliegen und Zittern verfallen und der Hofprediger, der wohl wußte, daß ihr, wenn diese hysterischen Paroxysmen kamen, einzig und allein durch ein Ab- und Ueberleiten auf andere Dinge hin und wenn auch das nicht half, lediglich durch eine fast rücksichtslose Herbeheit zu helfen war, sagte, während er sie bis an ihren Platz zurückführte: "Dieser Ueber-schwang der Gefühle, meine gnädigste Frau, das ist der böse Feind in Ihrer Seele, vor dem Sie sich hüten müssen. Das ist nicht Ihr guter Engel, das



ist Ihr Dämon. Ueberschwänglichkeiten, die sich in's Religiöse kleiden ohne religiös zu sein, haben keine Geltung vor Gott, ja, nicht einmal vor dem Papste. Wovon ich mich selbst einmal überzeugen durfte."

Der nüchterne Ton, in dem er dies sagte, machte sie stutzen, aber eine gute Wirkung, an der die Neugier einigen Antheil haben mochte, war doch für den sie scharf beobachtenden Hosprediger unverkennbar und so nahm er denn auf's Neue herzlich und zuthulich ihre Hand und wiederholte: „Ja, meine gnädigste Frau, nicht einmal vor dem Papste, wovon ich mich selbst einmal überzeugen konnte. Vielleicht erinnern Sie sich, daß ich Hauslehrer und dann Reisebegleiter bei dem jungen Grafen Medem war und mit ihm nach Rom ging. Als wir daselbst eines Tages zu Schiff nach Terracina wollten, traf es sich, daß auch der Papst, der alte Gregor XVI, dieselbe Reise machte, damals schon ein hoher Siebziger. Ich seh' ihn noch, wie er über die Schiffbrücke kam und umgeben von seinen Dienerschaften auf ein Zeltdach zuschritt, das man eben in der Nähe des Steuers für ihn aufstellte. Kaum aber, daß er sich hier placirt hatte, so drängte sich auch schon eine die Fahrt mitmachende Frau durch alle Dienerschaften hindurch, warf sich vor ihm nieder und umfaßte seine Knie. Sie war augenscheinlich aus der Campagna nach der Stadt gekommen und rief jetzt, unter fortwährenden heftigen Selbstanlagen, die Vergebung des heiligen Vaters an. Der ließ sie denn auch eine Weile gewähren, als es aber andauerte, trat er zuletzt an den Schiffstrand und sagte kalt und abwehrend: »Una Enthusiasta«."

Cécile starrte verwirrt vor sich hin, war aber doch sichtlich aus dem Bann ihrer Aengste heraus, und so durfte denn der Hosprediger in einem mit jedem Augenblicke freundlicher werdenden Tone fortfahren: „Und nun zürnen Sie mir nicht, meine gnädigste Frau, wegen eines Mangels an Rücksichtnahme. Kenn' ich doch Ihren beweglichen und im Letzten auch gesunden Sinn und weiß deshalb, Sie werden sich endgiltig aufrichten an dieser Geschichte. Die Heilslehren existiren und sollen uns Brot und Wein des Lebens sein. Aber sie sind nicht ein Schlagwasser oder Nieschmalz, um uns in jedem beliebigen Momente plötzlich aus unserer Ohnmacht aufzuwecken. Es giebt auf diesem Gebiete nichts Plötzliches, sondern nur ein Allmähliches, auch die geistige Genesung ist ein stilles Wachsen, und je tiefer Sie sich mit dem Glauben an den Erlösertod Jesu Christi durchdringen, desto sicherer und fester wird Ihnen der Friede der Seele sein.“

#### Neunzehntes Kapitel.

Während der Hosprediger mit Cécile dies Gespräch führte, schlenderte Gordon am andern Kanal-

Ufer auf seine Wohnung zu, bog aber, als er auf diesem Rückwege die Pfeiler der die Straße kreuzenden Eisenbahnbrücke passirt hatte, zunächst nach links hin in einen wenig belebten Weg ein, um hier, am Bahndamm entlang, ungehinderter seinen Gedanken nachhängen zu können. Ahnungslos hinsichtlich des Stimmungs-Umschlages, der sich im Gemüthe seiner Freundin inzwischen abermals vollzogen hatte, war das ihn beherrschende Gefühl lediglich ein freudiges Staunen über die vorgefundene Wandlung zum Guten und Gesunden hin. Ja, die Cécile seiner Thaleser Tage war eine schöne, trotz aller Melancholie beständig nach Guldigungen ausschauende Dame gewesen, während die Cécile von heut eine heitre, lichtvolle Frau war, vor der der Roman seiner Phantasie ziemlich schnell verschwand.

„Was bleibt übrig? Ich glaube jetzt klar zu sehen. Sie war sehr schön und sehr verwöhnt, und als der Prinz, auf den mit Sicherheit gerechnet war, nicht kommen wollte, nahm sie den Obersten. Und ein Jahr später war sie nervös, und zwei Jahre später war sie melancholisch. Natürlich, ein alter Oberst ist immer zum Melancholischwerden. Aber das ist auch alles. Und schließlich haben wir nichts als eine Frau, die, wie tausend andre, nicht glücklich und auch nicht unglücklich ist.“

Unter solchem Selbstgespräche war er bis an die Bülowstraße gekommen und wollte sich eben unter Benutzung derselben, in weitem Bogen wieder nach Hause schlängeln, als er, in einiger Entfernung, eines Begräbnißzuges gewahr wurde, der nach dem Matthäikirchhofe hinaus wollte. Der gelbe, mit Kränzen überdeckte Sarg stand auf einem offenen Wagen, in dessen Front ein schmales, silbernes Kreuz beständig hin und her schwanke. Hinter dem Wagen kamen Kutschen und hinter den Kutschen ein ansehnliches Trauergefolge. Gordon wäre gern ausgewichen, aber der gehaltenen Anwandlung sich schämend, blieb er und ließ den Zug an sich vorbeipassiren. „Es ist nicht gut, die Augen gegen derlei Dinge zu schließen, am wenigsten wenn man eben Luftschlösser baut. Der Mensch lebt um seine Pflicht zu thun und zu sterben. Und das Zweite beständig gegenwärtig zu haben, erleichtert einem das Erste.“

\* \* \*

Gordon wuchs sich rasch wieder in Berlin ein und war nur verwundert, nach wie vor keinen Brief aus Liegnitz eintreffen zu sehn, auch nicht als er die saumselige Schwester gemahnt hatte. Seine Verwunderung war aber nicht gleichbedeutend mit Verstimmung, vielmehr gestand er sich, alles in allem nie glücklichere Tage verlebt zu haben. Auch nicht in Thale. Wenn es sein konnte, sprach er täglich bei seiner Freundin vor und erneuerte dabei die freundlichen, gleich bei seinem ersten



Besuche gehabt Eindrücke. Was ihn einzig und allein störte, war das, daß er sie nie allein fand. Mitte September traf Cécile's jüngere Schwester auf Besuch ein und wurde ihm als „meine Schwester Kathinka“ vorgestellt. Bei diesem Vornamen blieb es. Sie war um mehrere Jahre jünger und ebenfalls sehr schön, aber ganz oberflächlich und augenscheinlich Verhältnisse statt Huldigungen erwartend. Cécile wußte davon und schien erleichtert, als die Schwester wieder abreiste. Der Besuch hatte nur wenig über eine Woche gedauert und war Niemandem zu rechter Befriedigung gewesen. Auch Gordon nicht. Desto größere Freude hatte dieser, als er eines Tages Rosa traf und von ihr erfuhr, daß sie verhältnißmäßig häufig im St. Arnaud'schen Hause vorpreche, weshalb es eigentlich verwunderlich sei, sich bis dahin noch nicht getroffen zu haben. Das müsse sich aber ändern, womit Niemand einverständener war als Gordon selbst. Und zu dieser Aenderung kam es denn auch; man sah sich öfter und erschien dann noch der in der benachbarten Linkstraße wohnende Hofprediger, so steigerte sich der von Rosa's Anwesenheit beinahe unzertrennliche Frohsinn und vom Harz und seinen Umgebungen schwärmend, erging man sich in Erinnerungen an Hoftrappe, Hôtel Behnpsund und Altenbrak. Der Oberst war selten da, so selten, daß Gordon sich entwöhnte, nach ihm zu fragen. „Er ist im Club,“ hieß es einmal über das andre. Der Club aber, um den sich's handelte, war kein militärischer, sondern ein Haute-Finanz-Club, in dem Billard, Stat und L'hombre mit beinahe wissenschaftlichem Ernst gespielt wurde. Nur die Points hatten eine ganz unwissenschaftliche Höhe.

Neben Rosa war es der Hofprediger, der, wenn man gemeinschaftlich heimging, über diese kleineren oder größeren Incorrectheiten Aufklärung gab, meistens vorsichtig und zurückhaltend, aber doch immer noch deutlich genug, um Gordon einsehen zu lassen, daß er es mit seinem in seinem Briefe an die Schwester im halben Uebermuth gebrauchten „Neu-Oberst“ richtiger, als er selbst vermuthet, getroffen habe. Theilnahme mit Cécile war, wenn er derlei Dinge hörte, jedesmal sein erstes und ganz aufrichtiges Gefühl, aber eine nur zu begreifliche Selbstsucht sorgte dafür, daß dies Gefühl nicht andauerte. St. Arnaud war nicht da, das gab doch schließlich den Ausschlag und weder seine Blicke noch seine spöttischen Bemerkungen konnten das Glück ihres Beisammenseins stören.

Ja, diese September-Tage waren voll der heitersten Anregungen und Briefchen in Vers und Prosa, die von Seiten Gordon's beinahe jeden Morgen an Cécile gerichtet wurden, sei's um sie zu begrüßen oder ihr etwas Schmeichelhaftes zu sagen, steigerten begreiflicherweise das Glück dieser Tage. St. Arnaud seiner-

seits gewöhnte sich daran, diese Bilets doux auf dem Frühstückstische liegen zu sehn und leistete sehr bald darauf Verzicht, von solcher „Mondscheinpoesie“ weitere Notiz zu nehmen. Er lachte nur und bewunderte „wozu der Mensch alles Zeit habe“. Cécile selbst, voll Mißtrauen in ihre Rechtschreibung, antwortete nur selten, wobei sie sich zurückhaltender und ängstlicher als nöthig zeigte, da Gordon bereits weit genug gediehen war, um in einer mangelhaften Orthographie, wenn solche sich wirklich offenbart hätte, nur den Beweis immer neuer Tugenden und Vorzüge zu finden.

### Zwanzigstes Kapitel.

So waren vier Wochen vergangen, als Gordon, an einem der letzten Septembertage, ein Karte folgenden Inhalts erhielt: „Oberst v. St. Arnaud und Frau geben sich die Ehre Herrn v. Leslie-Gordon zum 4. October zu einem Mittag-Essen einzuladen. 5 Uhr. Im Ueberroth. U. A. w. g.“

Gordon nahm an und war nicht ohne Neugier, bei dieser Gelegenheit den St. Arnaud'schen Kreis näher kennen zu lernen. Was er, außer dem Hofprediger, bis dahin gesehen hatte, war nichts Hervorragendes gewesen, ziemlich sonderbare Leute, die sich allenfalls durch Namen und gesellschaftlich sichere Haltung aber wenig durch Klugheit und fast noch weniger durch Liebenswürdigkeit ausgezeichnet hatten. Beinahe alle waren Frondeurs, Träger einer Opposition quand même, die sich gegen Armee und Ministerium und gelegentlich auch gegen das Hohenzollernthum selbst richtete. St. Arnaud duldete diesen Ton, ohne persönlich mit einzustimmen, aber daß er ihn überhaupt zuließ, war für Gordon ein Beweis mehr, daß es keine Durchschnits-Duellaffaire gewesen sein konnte, was den Obersten veranlaßt oder vielleicht auch gezwungen hatte, den Dienst zu quittiren. Etwas Besondres mußte hinzu gekommen sein.

Und nun war der 4. October da.

Gordon, so pünktlich er erschien, fand alle Geladenen, unter denen der Hofprediger leider fehlte, schon vor und wurde, nachdem er Cécile begrüßt und ein paar Worte an diese gerichtet hatte, dem ihm noch unbekanntem größeren Bruchtheile der Gesellschaft vorgestellt. Der erste, dem Range nach, war General von Rossow, ein hochschultriger Herr mit dünnem Schnurr- und noch dünnerem Knebelbart, dazu braunem Teint und rothen vorstehenden Backenknochen; nach Rossow folgte: v. Kracjinski, Kriegsministerial-Oberst und polnisch-katholisch, Geheimrath Hedemeyer, hager, spitznasig und süßfiant, Sanitätsrath Wandelstern, fanatischer Anti-Schweinger, und Frau Baronin v. Snatterlöw. Gordon verneigte sich nach allen Seiten hin, bis er Rosa's



gewahr wurde, der er sich nunmehr rasch näherte. „Wir sind hoffentlich Nachbarn.“ „Geb' es Gott.“ Und nun trat er wieder an Cécile heran, um sich, wegen einiger ihm vorgeworfenen Unklarheiten in seinem gestrigen Morgendillet, so gut es ging zu verantworten.

„Ich habe die schlechte Gewohnheit,“ schloß er, „in Andeutungen zu sprechen und auf Dinge hinzuweisen, die von zehn kaum einer kennt, also auch nicht versteht.“

Sie lachte. „Wie gütig Sie sind über den eigentlichen Grund so leicht hinweg zu gehen und gegen sich selbst den Ankläger zu machen. Sie wissen am besten, daß ich nichts weiß. Und nun bin ich zu alt zum Lernen. Nicht wahr, viel zu alt?“

In diesem Augenblicke wurden die Flügelthüren geöffnet und Gordon brach ab, weil er sah, daß General v. Rossow auf Cécile zukam, um ihr den Arm zu bieten. Kracjinski, Hedemeyer, Wandelstern und einige andere folgten mit und ohne Dame.

Die Plätze waren so gelegt, daß Gordon seinen Platz zwischen der Baronin und Rosa hatte.

„Gerettet,“ flüsterte diese.

„Gerettet,“ antwortete er mit einem Seitenblick auf die Baronin, eine hochbusige Dame von 49, mit Ringellocken und Adlernase, die sich ärgerlich über das Geflüster zwischen Gordon und Rosa, mit Ostentation von Gordon ab und ihrem anderen Tischnachbar zuwandte. Sie nannte das »ihre Revanche nehmen«.

Die Revanche war aber nicht von Dauer und ehe noch das Tablett mit dem Tokayer herum gereicht wurde, setzte sie, wie das ihre Gewohnheit war, bereits höchst energisch ein und sagte mit einer an's Männliche grenzenden Altstimme: „Sie waren in Persien, Herr von Gordon. Man spricht jetzt so viel von persischer Civilisation, namentlich seit den umfangreichen Uebersetzungen Baron Schack's (jetzt Graf Schack), eines Veters meines verstorbenen Mannes. Ich kann mir aber nicht denken, daß diese Civilisation viel bedeute, da persische Minister hier im königlichen Schlosse, wenn auch freilich durch culturelle Gebräuche dazu veranlaßt, eine ganze Reihe von Hämmeln höchst eigenhändig geschlachtet und die Schlachtmesser an den Gardinen abgewischt haben.“

„Ich halte dies für Uebertreibung, Frau Baronin.“

„Sehr mit Unrecht, mein Herr v. Gordon. Ich hasse Uebertreibungen und was ich sage ist offiziell. Uebrigens mißverstehen Sie mich nicht. Ich gehöre nicht zu der Gruppe devotest ersterbender Leute, die königliche Schloßgardinen ein für allemal als ein Heiligthum ansehen. Im Gegentheil, ich hasse mißverständene Loyalitäten. Ein freier Sinn ist das allein Dienliche, wie das allein Nützliche. Servilis-

mus und niedrige Gesinnung sind in meinen Augen unwürdig und hassenswerth. Ein für allemal. Aber Anstand und Sitte stehen mir hoch, und blutige Messer an hellblauen Atlasgardinen abwischen, gleichviel ob dieses Horreur in königlichen Schlössern stattfindet oder nicht, ist ein Rohheitsakt, den ich beinahe unfittlich nennen möchte, jedenfalls unfittlicher als manches, was dafür angesehen wird. Denn auf keinem Gebiete gehen die Meinungen so weit auseinander, als gerade auf diesem. Ich werde mich durch Sätze wie diese, keinen Verkennungen Ihrerseits aussetzen, denn ich spreche zu einem Manne, der die Wandelbarkeit moralischer Anschauungen, wie sie Race, Bodenbeschaffenheit und Klima mit sich führen, in hundertfältiger Abstufung persönlich erfahren hat. Irr' ich hierin oder bin ich umgekehrt Ihrer Zustimmung sicher?“

„Vollkommen,“ sagte Gordon, nahm aber doch die Pause, die der eben bei der Baronin erscheinende Turbot ihm gönnte, wahr, um Rosa zuzuslüstern: „Emancipirtes Vollblut. Furchtbar.“

An der andern Seite des Tisches wurden statt der Steinbutte Forellen präsentiert und Cécile, die sich auf einen Augenblick von ihrem zweiten Nachbar, dem beständig ironisirenden Geheimrath frei zu machen wußte, sagte zu Gordon über den Tisch hin: „Aber von den Forellen müssen Sie nehmen, Herr v. Gordon. Es sind ja halbe Reminiscenzen an Altenbrak. Denn von der Forelle bis zur Schmerle, so wenigstens versicherte uns der alte Emeritus, ist nur ein Schritt.“

Rosa, der dieser Zuspruch mitgegolten hatte, nickte. General v. Rossow aber griff das Wort auf und bemerkte mit krähennder Commandostimme: „Nur ein Schritt, sagen Sie, meine gnädigste Frau. Nun gut. Aber, Pardon, es giebt große und kleine Schritte, und dieser Schritt ist einfach ein Riesenschritt. Ich war letztes Jahr in Harzburg, unerhörte Preise, Staub und Wind, und natürlich auch Schmerlen. Ein erbärmlicher Genuß, der nur noch von seiner Unbequemlichkeit und Mühsal übertroffen wird. Es kommt gleich nach den Artischofen, ebenso langweilig und ebenso fruchtlos. Und um diesen fragwürdigen Genuß zu haben, war ich bei 24 Grad Reaumur auf den Burgberg hinauf gestiegen.“

„Und ließen sich die Schmerlen im Freien serviren,“ lachte St. Arnaud. „Im Freien und vielleicht sogar an der großen Säule mit der berühmt gewordenen Inschrift: »Nach Canossa gehen wir nicht.« Aber wir gehen doch.“

„Und gehen auch noch weiter,“ fiel der Geheimrath ein, der (schon unter Mühler »kalt gestellt«) den bald darauf ausbrechenden Culturkampf als Pamphletist begleitet, seine Wiederanstellung jedoch, trotz andauernder Falk-Umschweifung, nicht durchgesetzt hatte. „Ja, noch weiter.“ Und dabei hob er, um



sie zu putzen, seine goldene Brille, wie das seine Gewohnheit war, wenn er einen heftigen Ausfall plante. Die Götter waren aber dagegen, denn der linke Brillenhaken hatte sich in einem Löckchen seiner blonden Perrücke verfangen und wollte nicht nachgeben. Unter glücklicheren und namentlich gesicherteren Toupée-Verhältnissen würd' er nun freilich, aller Widerhaarigkeit zum Trost, mit jener Raschheit und »Energie« vorgegangen sein, die sieben Jahre lang sein Programm und den Inhalt seiner Pamphlete gebildet hatte, dieser Sicherheit aber entbehrend, sah er sich auch hier gezwungen den Verhältnissen Rechnung zu tragen und auf ein rücksichtsloses Vorgehen zu verzichten, das ihn an seiner empfindlichsten Stelle bloßgestellt haben würde. Schließlich aber war das Häkchen aus dem Toupée heraus und mit einer Ruhe, die den Mann von Welt zeigte, nahm er seinen Satz wieder auf und sagte: »Ja, meine Herrschaften, und gehen auch noch weiter. Das heißt also bis nach Rom. Es sind dies die natürlichen Folgen der Prinzipienlosigkeit, oder was dasselbe sagen will einer Politik von heute auf morgen, des Gesetzemachens ad hoc. Ich hasse das.«

Die Baronin, die sich in dieser Wendung citirt glaubte, klatschte mit ihren zwei Zeigefingern Weisfall.

»Ich hasse das,« wiederholte der Geheimrath, während er sich gegen die Snatterlöw verbeugte, »mehr noch, ich verachte das. Wir sind kein Volk, das seiner Natur und Geschichte nach, einen Dalailama ertragen kann und doch haben wir ihn. Wir haben einen Dalailama, dessen Schöpfungen um nicht zu sagen Hervorbringungen wir mit einer Art Inbrunst anbeten. Mund heraus, wir schweben in einem unausgesetzten Götz- und Opferdienst. Und was wir am willfährigsten opfern, das ist die freie Meinung, trotzdem keiner unter uns Aelteren ist, der nicht mit Herwegh für den »Flügel Schlag der freien Seele« geschwärmt hätte. Wie gut das klingt! Aber haben wir diesen Flügel Schlag? Haben wir diese freie Seele? Nein, und wieder nein. Wir sind weiter davon ab, denn je. Was wir haben, heißt Omnipotenz. Nicht die des Staates, die nicht nur hinzunehmen, die sogar das einzig Richtige wäre, nein, wir haben die Omnipotenz eines Einzelnen. Ich nenne keinen Namen. Aber so viel bleibt: Uebergriffe sind zu verzeichnen, Uebergriffe nach allen Seiten hin, und so viel Uebergriffe so viel Fehlgriffe. Freilich wer diesen Dingen, direkt und indirekt, durch Jahrzehnte hin nahe gestanden hat, der sah es kommen, dem blutete seit lange das Herz über ein System des Feilschens und kleiner Behandlung großer Fragen. Und womit begann es? Es begann, als man Arnims kluge Worte mißachtend, einen Hochverräter aus ihm stempeln wollte, bloß weil ein Brief und ein Rohrstuhl fehlte. Was aber fehlte, war kein Brief und kein Rohrstuhl,

sondern einfach Unterwerfung. Arnim hatte den Muth seiner Meinung, das war alles, das war sein alleiniges Verbrechen. Aber wenn es erst dahin gekommen ist, daß jede freie Meinung im Lande Preußen Hochverrath bedeutet, so sind wir Alle Hochverräter, alle sammt und sonders. Ein Wunder, daß Falk mit einem blauen Auge davon gekommen ist, er, der Einzige, der den Blick für die Nothlage des Landes hatte, der Einzige, der retten konnte. Nach Canossa gehn wir nicht! O, nein, aber wir laufen, rennen, jagen dem Ziele zu und überliefern einer beliebigen und beständig wechselnden Tagesfrage zu Liebe, die große Lebensfrage des Staats an unseren Todfeind. Die große Lebensfrage des Staats aber ist unsere protestantische Freiheit, die Freiheit der Geister!«

Die Baronin war hingerissen und steigerte sich bis zu Ruchhändchen. »Ihr Wohl, Herr Geheimrath! Ihr Wohl, und die Freiheit der Geister!«

Einige der zunächst Sitzenden schlossen sich an, und sehr wahrscheinlich, daß sich ein allgemeiner Toast daraus entwickelt hätte, wenn nicht der alte General ziemlich unvermittelt dazwischen gefahren wäre. Der Beginn seiner Rede hatte freilich das Schicksal überhört zu werden, aber, mehr ärgerlich als verlegen darüber, nahm er schließlich seine ganze Stimmkraft zusammen und ruhte nicht eher, als bis er sich mit Gewalt Gehör verschafft hatte: »Sie sprechen da von der Freiheit der Geister, mein lieber Hedemeyer. Nun ja, meinetswegen. Aber machen wir nicht mehr davon als es werth ist. Wir sind unter uns (ein Blick streifte Gordon), ich hoffe sagen zu können, wir sind unter uns, und so dürfen wir uns auch gestehen, die protestantische Freiheit der Geister ist eine Redensart.«

»Erlauben Sie . . .« warf Hedemeyer dazwischen.

»Ich bitte Sie, mich nicht unterbrechen zu wollen«, fuhr der alte General mit überlegener Miene fort. »Sie haben gesprochen, jetzt spreche ich. Ihr verstoffener Falk, ich nenn' ihn Ihren Falk, hat es gut gemeint, darüber kann kein Zweifel sein. Aber pourquoi tant de bruit pour une omelette . . .«

Alles lachte, denn es traf sich, daß eine dicht mit Omelett-Schnitten garnirte Gemüseschüssel dem General in eben diesem Augenblicke präsentirt wurde.

Sonst überaus empfindlich gegen derartige Zwischenfälle, nahm er diesmal die ziemlich lang andauernde Heiterkeit mit gutem Humor auf und wiederholte, während er eine der Schnitten triumphirend in die Höh' hielt: »Pour une omelette . . . Ja, wie viele Menschen, mein lieber Hedemeyer, glauben Sie denn bei dieser sogenannten Canossa-Frage wirklich engagirt oder interessirt? Sehr viele sind es nicht. Dafür bürgte ich Ihnen. Auf Ehre. Manches sieht man doch auch, ohne gerade zum Cultus zu gehören oder, Pardon, gehört zu haben. Berlin hat



30 protestantische Kirchen und in jeder finden sich allsonntäglich ein paar hundert Menschen zusammen; ein paar mehr oder weniger, darauf kommt es nicht an. In der Melonen-Kirche habe ich einmal fünf geätzt und wenn es sehr kalt ist, sind es noch weniger. Und das, mein lieber Hedemeyer, ist genau das, was ich die protestantische Freiheit der Geister nenne. Wir können in die Kirche gehen und nicht in die Kirche gehen, und jeder auf seine Fagon selig werden. Ja, meine Freunde, so war es immer im Lande Preußen und so wird es auch bleiben, trotz allem Canossa-Gerede. Das Interesse hält immer gleichen Schritt mit der Angst und Angst ist noch nicht da. Jedenfalls ist es keine Frage, daran die Welt hängt oder auch nur der Staat. Der hängt an was ganz anderem. »Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als der preussische Staat auf den Schultern seiner Armee.« so lautete schon das Friedericianische Wort, und das ist die Frage, worauf es ankommt. Da, meine Herrschaften, liegt Tod und Leben. Der Unteroffizier, der Gefreite, die haben eine Bedeutung, nicht der Rüsler und Schulmeister; der Stabsoffizier hat eine Bedeutung, nicht der Consistorialrath. Und nun sehen Sie sich um, wie man anho verfährt, und unter welchen Mißgriffen und Schädigungen man zur Besetzung maßgebendster Stellen schreitet. Also vom Generalmajor aufwärts. Alles was sich dabei »höherer Gesichtspunkt« nennt, ist Dummheit oder Verrantheit oder Willkür. Und in manchen Fällen auch einfach Klügel und Clique.“

„Sie meinen . . .“

„Einfach das Cabinet. Ich habe keine Veranlassung damit zurückzuhalten und aus meinem Herzen eine Mördergrube zu machen. Ich meine das Cabinet, das sich's zur Aufgabe zu stellen scheint, mit den Traditionen der Armee zu brechen. Wenn ich von Armee spreche, sprech' ich selbstverständlich von Friedericianischer Armee. Was uns heutzutage fehlt und was wir brauchen wie das liebe Brot, das sind alte Familien, alte Namen aus den Stammprovinzen. Aber nicht Fremde . . .“

Kraczinski, der zwei Brüder in der russischen und einen dritten in der österreichischen Armee hatte, lächelte mit kriegsministerieller Ueberlegenheit vor sich hin, v. Rossow aber fuhr fort: „Der Chef, trotz altem livländischen Adel, der hingehn mag, ist, von meinem Standpunkt aus, ein homo novus, der der unglückseligen Anschauung von der geistigen Bedeutung der Offiziere huldigt. Alles Unsinn. Wissen und Talent ruiniren bloß, weil sie den Dünkel groß ziehen. Derlei Allotria sind gut für Professoren, Advokaten und Jungendrescher, für alle die, die sich jetzt Parlamentarier nennen. Auf die Gefinnung kommt es an, auf das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Stammlande, das nur die haben,

die schon mit am Cremmer-Damm und bei Keizer-Angermünde waren. Aber das wird übersehen, in mir ganz unbegreiflicher Weise. Denn die höhere Disciplin ist lediglich eine Frage der Lohalität. Und das wissen auch die Hohenzollern. Aber weil sie nicht gerne drein reden und bescheiden sind und immer glauben, die Herren vom grünen Tisch, und die Armee hat auch ihren grünen Tisch, die müßten es besser wissen, so lassen sie sich bereden und bestimpeln. Ein erbärmlicher Zustand. Und daß es nicht zu ändern ist, das ist das Schlimmste. Napoleon konnte nicht alle Schlachten selber schlagen und die Hohenzollern können nicht allerpersönlichst in alle Winkel der Verwaltung hineingucken. Da liegt es, mein lieber Geheimrath, Canossa hin, Canossa her. Pressfreiheit, Redefreiheit, Gewissensfreiheit, alles Unsinn, alles Ballast, von dem wir eher zu viel, als zu wenig haben.“

Cécile sah verlegen vor sich nieder. Sie kannte längst diese vom Keizer diktirte Beredsamkeit, die sie, bei früheren Gelegenheiten, immer nur als überflüssig, aber nicht als sonderlich störend empfunden hatte. Heute peinigte sie's, weil sie sah, was in Gordon's Seele beim Anhören dieser Renommistereien vorging. Auch St. Arnaud empfand so, weshalb er es für rathsam hielt, sich der Situation zu bemächtigen und in geschickter Anknüpfung an die Rossow'schen Worte „von der Bedeutung alter Namen und Familien“ auf die Gordon's überzugehen, die, seit dem 30 jährigen Kriege, jedenfalls aber seit dem Schiller'schen Wallenstein uns als unser eigenstes Eigenthum angehörten. Oberst Gordon, Commandant von Eger, zählte zu den besten Figuren im ganzen Stück und er glaube sagen zu können, die Tugenden desselben fänden sich in dem neuen Freunde seines Hauses vereinigt. Er trinke deshalb auf das Wohl seines lieben Gastes, des Herrn von Gordon.

Gordon, der wohl wußte, daß rasches Erwidern die beste jedenfalls aber die leichteste Form des Dankes sei, nahm unmittelbar nach diesem Toast das Wort und bat, nachdem er in einer scherzhaft durchgeführten Antithese den „Obersten St. Arnaud des 4. October“ dem „General St. Arnaud des 2. December“ gegenübergestellt und in Cécile die Lichtgestalt, die den Unterschied zwischen Beiden bedinge, gefeiert hatte, das Wohl der liebenswürdigen Wirthe proponiren zu dürfen.

Sein Trinkspruch war vorzüglich aufgenommen worden, am enthusiastischsten von der Baronin, die bei dieser Gelegenheit selbstverständlich nicht ermangelte, von ihrer im vorigen Sommer in Ragatz stattgehabten Promenaden-Begegnung mit der Kaiserin Eugenie zu sprechen, „einer Frau, die wenn sie, statt ihres Polisson von Gatten, das Nest in Händen gehabt hätte, Frankreich ganz anders regiert,



jedenfalls männlicher vertheidigt und höchst wahrscheinlich gerettet haben würde.“

Bald darauf wurde die Tafel aufgehoben und als sich, nach abermals einer Minute, die gesammte Herrenwelt, mit Ausnahme des bei den Damen verbliebenen St. Arnaud, in das Rauchzimmer zurückgezogen hatte, nahm v. Rossow — der vor gerade 30 Jahren, als Hauptmann im Alexander-Regiment, einen schwachbesuchten Casino-Vortrag über den „2. December“ gehalten hatte — noch einmal in der St. Arnaud-Frage das Wort und sagte, während er den dritten ihm präsentirten Chartreuse mit einer an Grazie grenzenden Raschheit niederstürzte: „Was übrigens, mein werther Herr v. Gordon, Ihre Gegenüberstellung oder meinetwegen auch Ihre Parallele betrifft, nun ja, der damalige St. Arnaud und der gegenwärtige, sie lassen sich, wenn's sein muß, vergleichen und so viel concedir' ich Ihnen ohne Weiteres, daß mit dem unsren auch schlecht Kirfchenpfücken ist. Auch der unsere, wenn ich ihn recht beurtheile, hat ein tiefes Ueberzeugtsein von der Gleichgültigkeit des Einzel-Individuums und daß er das jeu liebt, wie sein berühmterer Namensvetter, werden Sie muthmaßlich ebenfalls wissen. Aber der napoleoniſche, der Anno 51 die ganze Geschichte gemacht hat, wor ihm denn doch um Einiges über. Ein Deubelskerl sag' ich Ihnen. Und dabei filou comme il-faut. Unsere schöne Cécile läßt sich denn auch, was Sie freilich nicht wissen konnten, in Anbetracht all dieser Umstände nicht gern an die Namensvetterschaft erinnern; St. Arnaud selbst aber ist stolz darauf. Und kann auch. Wenn wir unruhige Zeiten kriegen, und man kann nie wissen, so wächst er sich vielleicht noch in was hinein. Talent hat er. Sehen Sie nur das Faunengesicht, mit dem er zu dem ar-rondirten kleinen Fräulein spricht. Malerin, nicht wahr? Wie heißt sie doch?“

„Fräulein Rosa Herel.“

„Mit einem r?“

„Ja, Herr General.“

„Na, das paßt ja. Nur keine Spielverderberei. Da kommt übrigens das Tablett noch 'mal. Chartreuse. Den kann ich Ihnen empfehlen.“

\* \* \*

Um 9 Uhr brach man auf. Alles drängte sich im Corridor und Cécile fragte die Malerin, ob der Diener eine Droschke holen solle? Rosa dankte aber, Herr von Gordon werde sie bis an den Platz begleiten und dort finde sie Pferdebahn.

Unten bot ihr Gordon denn auch den Arm und sagte: „Wirklich nur bis an den Platz? Und nur bis an die Pferdebahn?“

„O nicht doch,“ lachte Rosa. „Was Sie nur denken! So leicht kommen Sie nicht davon. Sie

müssen mich bis nach Hause bringen, Engel-Ufer, und ich schenke Ihnen keinen Schritt. Aber sahen Sie nicht die Gesichter, als ich bloß Ihren Namen nannte? Der Geheimrath hob den Kopf, wie wenn er eine Fährte suche. Man muß es den Schandmäulern nicht zu leicht machen. Und das sind sie sammt und sonders, die ganze Gesellschaft.“

„Ich fürchte, daß Sie Recht haben. Aber doch alles in allem nicht übel, nicht dumm.“

„Nein, nicht dumm.“

„Und auch nicht uninteressant.“

„Nein, auch nicht uninteressant. Und au fond doch wieder. Es sieht alles nach was aus und klingt leidlich. Aber was ist es am Ende? Chronique scandaleuse, Malicen, Absetzen einiger Bitterkeiten. Und dann hat jeder sein elendes Steckenpferd. Der Klügste bleibt immer St. Arnaud selbst, er steht drüber und lacht. Aber dieser alte General! Ich verstehe nichts von Politik und noch weniger von Armees, wer mir aber ernsthaft versichern will, daß ein kluger General Müller allemal eine Landescalamität und neben einen Dampf von Hampelshausen nie zu nennen sei, wer mir das ernsthaft versichern will, mit dem bin ich fertig, und wenn ich ihn trotzdem interessant finden soll, so bin ich dazu zwar bereit, aber frag' mich nur nicht wie.“

„Schau, schau, Fräulein Rosa, das spricht je wie ein pot à feu.“

„Der ich auch bin. Und wenn ich nun gar erst von diesem Geheimrath rede, da sprich' ich nicht bloß, da zisch' ich wie eine Schlange, versteht sich Feuerwerkschlange.“

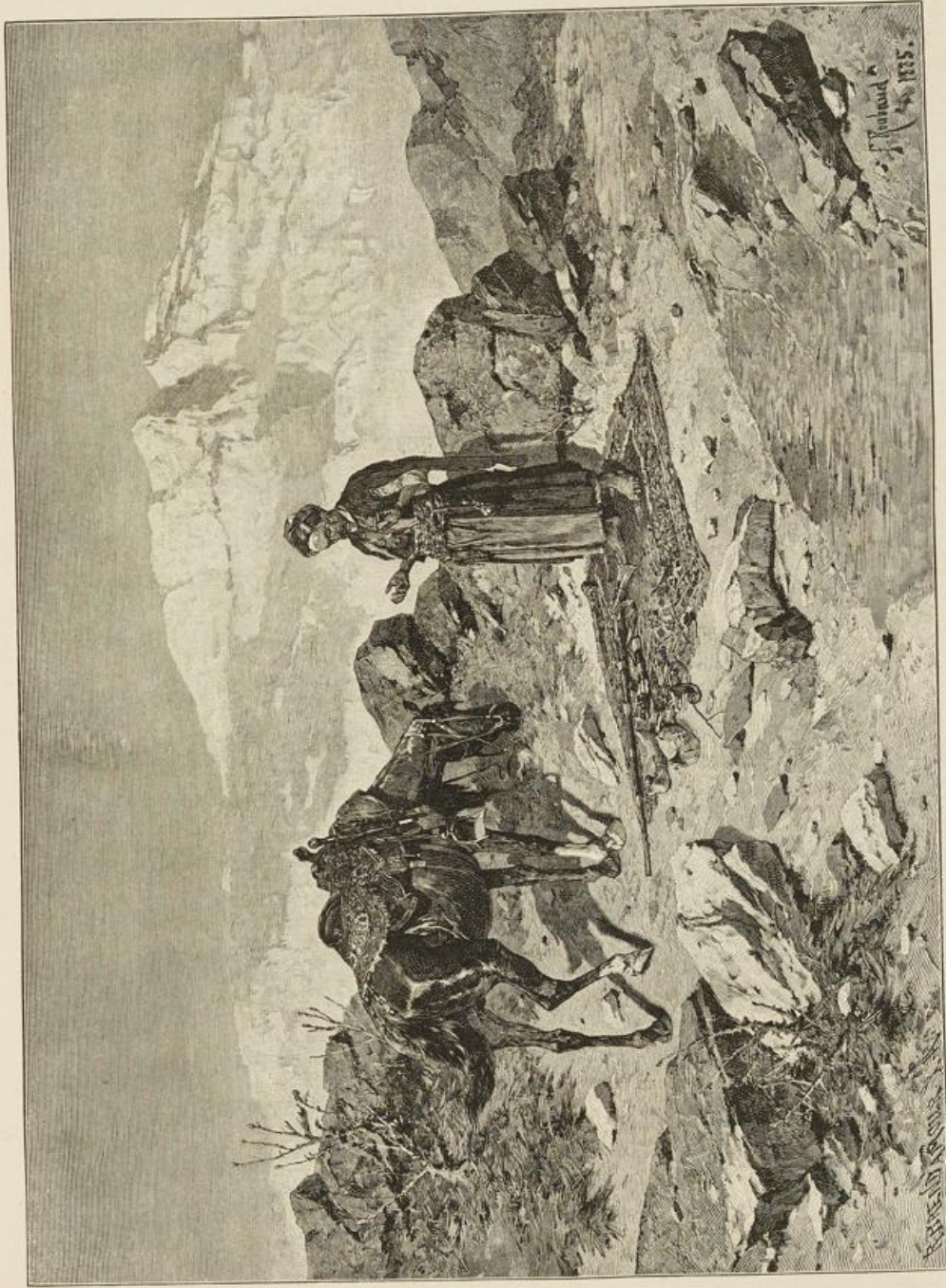
„Und doch war vieles richtig, was er sagte.“

„Vielleicht; vielleicht auch nicht. Ich versteh' nichts davon. Aber unehrlich war es jedenfalls. Er ist ein schlechter Kerl, frivol, cynisch, und kein Frauenzimmer, und wenn es die keusche Susanne wäre, kann eine Minute lang mit ihm zusammen sein, ohne sich einer Unpassendheit ausgesetzt zu sehen. Er versteht unter »protestantischer Freiheit« die Freiheiten, die er sich nimmt, und deren sind viele, jedenfalls genug. Sein ganzer Liberalismus ist Libertinage, weiter nichts. Ein wahres Glück, daß man ihn bei Seite geschoben hat. Er schreibt jetzt, natürlich pseudonym, an einer neuen Droschüre. Daß er unterhaltsam ist, will ich nicht bestreiten, aber St. Arnaud könnte was Besseres thun, als ihn auszuzeichnen und ihn neben unsere schöne Cécile zu setzen. Ich hoffe, sie duldet ihn nur. Aber auch das ist schon zuviel. Er sollte zum Islam übertreten und Afrikareisender werden. Da gehört er hin. Und irgend so 'was passiert ihm auch noch.“

Gordon lachte. „Bravo, Fräulein Rosa. Fehlt von den Gästen eigentlich nur noch die Snatterlöw.“

„Ueber die zu sprechen ich mich hüten werde. Haben Sie doch, mein werther Herr v. Gordon, in

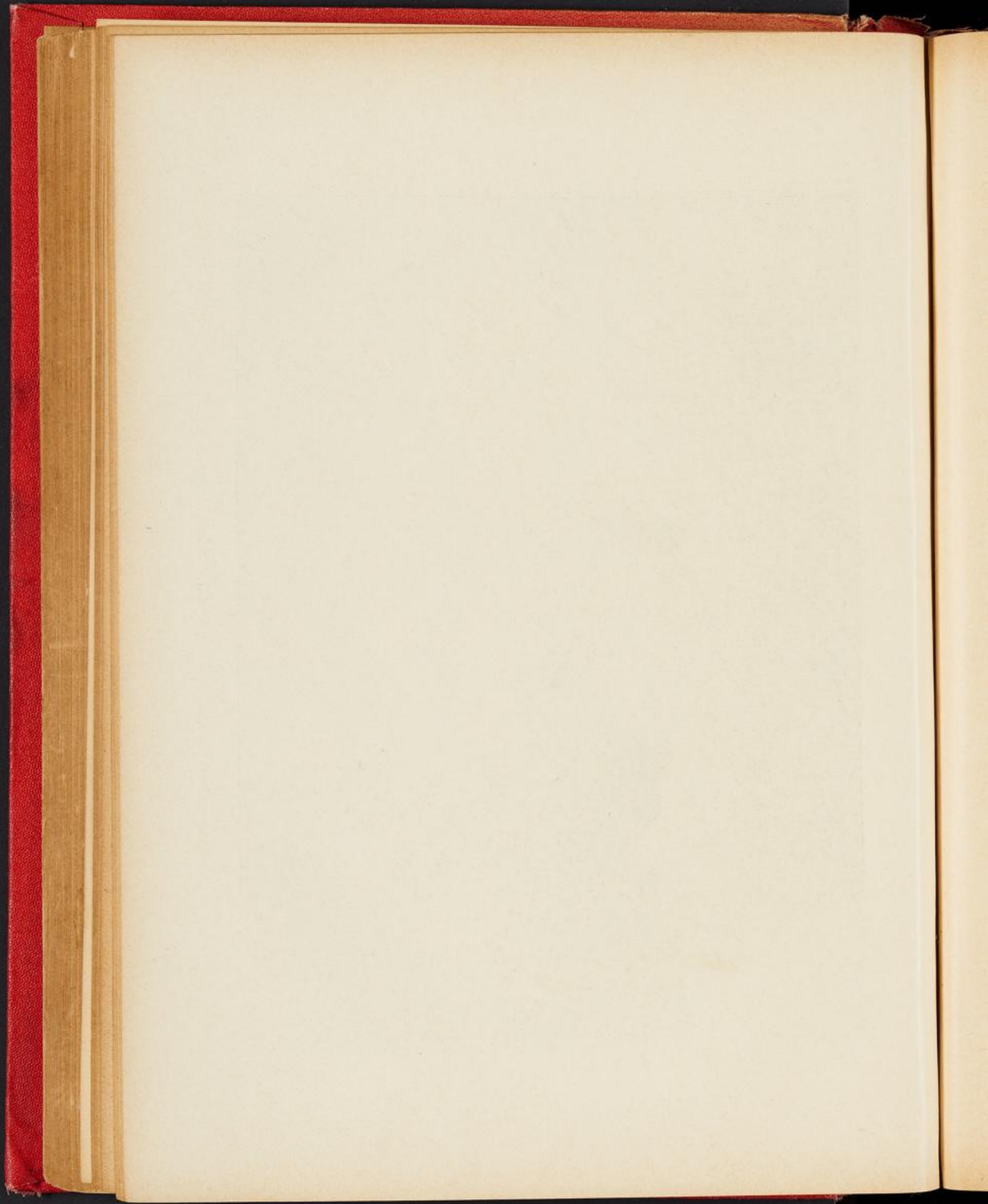




Abendgebet. Nach dem Gemälde von K. Bouhaud.

Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.







aller Intimität zwei Stunden lang neben ihr gesessen. Und ich sah wohl, wie sie jedesmal Ihren Arm nahm und ihn zustimmend drückte. Sie hat überhaupt etwas von einer Massage-Doctorin.“

„Und Cécile?“

„Ach, die arme Frau! Es wird wohl auch nicht alles sein, wie's sein sollte. Schönheit ist eine Gefahr von Jugend auf; nicht als ob ich aus Erfahrung spräche, dafür ist gesorgt. Aber sie ist lieb und gut und viel zu schade. Gebe Gott, daß es ein gutes Ende nimmt.“

### Einundzwanzigstes Kapitel.

Es war spät geworden und der Wächter patroullirte schon durch die Vennestraße hin, als Gordon wieder vor seiner Wohnung anlangte. Rosa hatte, den ganzen Weg über, beinahe unausgesetzt gesprochen, am meisten über St. Arnaud, auf den sie wiederholt und mit einer gewissen Theilnahme zurückgekommen war. „Er läßt viel zu wünschen übrig und ich möcht' ihn nicht zum Feind und fast ebenso wenig zum Freunde haben; aber trotz alledem ist er immer noch der Beste, weil der Ehrlichste. Natürlich seine arme Frau ausgenommen. Erst gestern wurde bei Grolmanns von ihm gesprochen und wenn auch nicht gerade mit Respekt, so doch mindestens mit Bedauern. Es war ein Unglück, daß er den Dienst quittiren mußte. Blieb er in der Armee, so war alles gut oder konnt' es werden. Jetzt ist er verbittert, befiehlt was er früher vergöttert hat und sitzt auf der Bank, wo die Spötter sitzen. Und das ist eine schlimme Bank. Er war ganz Soldat und ging darin auf. Nun hat er nichts zu thun und steht im Tatterfall umher oder besucht den Club, ja, fast läßt sich sagen, er lebe da. Vor Tisch liest er Zeitungen, nach Tisch spielt er Whist oder Billard; das klingt sehr harmlos, aber, wie Sie vielleicht wissen werden, es geht um Summen, die für unsereins ein Vermögen bedeuten.“

Gordon folgte jedem Wort und fragte nach dem, was ihn selbstverständlich am meisten interessiren mußte: nach dem Verhältniß und der Lebensweise des Ehepaars untereinander. Aber was er als Antwort darauf hörte, war im Wesentlichen nur eine Bestätigung dessen, was er schon während der Harzer Sommertage beobachtet hatte. „Ja,“ schloß Rosa, „sein Verhältniß zu Cécile, das ist die partie honteuse. Da hab' ich kein gutes Wort für ihn. Mitunter hat er seinen Tag der Rücksichten und Aufmerksamkeit und man könnte dann beinahe glauben, er liebe sie. Aber was heißt Liebe bei Naturen wie St. Arnaud? Und wenn es Liebe wäre, so liebt er sie, weil sie fein ist, aus Rechthaberei, nur Dünkel und Eigensinn und weil er den Stolz hat, eine schöne Frau zu besitzen. In Wahrheit ist er ein

II. 2.

alter Gargon geblieben, voll Egoismus und Launen, viel launenhafter als Cécile selbst. Die Aermste hat ihr Herz erst neulich darüber zu mir ausgeschüttet. „Er hält, sagte sie, viertelstundenlang meine Hand und erschöpft sich in Schönheiten gegen mich und dann geht er ohne Gruß und Abschied von mir und hat auf drei Tage vergessen, daß er eine Frau hat.“

Das und viel anderes noch ging Gordon im Kopfe herum, als er wieder in seiner Wohnung war; vor allem aber klang ihm das im Ohr, was Rosa gleich zu Beginn ihrer Unterhaltung gesagt hatte: „Gebe Gott, daß es ein gutes Ende nimmt.“

\* \* \*

Zu guter Zeit war er auf und bei seinem Kaffee, schob aber die Zeitungen, die die Wirthin gebracht hatte, zurück. Alles Behagens unerachtet, war er in keiner Lesestimmung und beschäftigte sich nach wie vor mit dem, was ihm der gestrige Tag gebracht hatte. Die Fenster standen auf und er sah hinaus auf den Thiergarten. Ein feiner, von der Morgensonne durchleuchteter Nebel zog über die Baumpitzen hin, die trotz der schon vorgerückten Jahreszeit, kaum ein welches Blatt zeigten; denn am Tage vorher war es windig gewesen und das Wenige, was sich bis dahin von gelbem und rothem Laube mit eingemischt hatte, lag jetzt unter den Bäumen und bildete Muster auf dem Rasenteppich. Dann und wann fuhr ein Wasserkarren langsam durch die Straße; sonst alles still, so still, daß Gordon es hörte, wenn die Kastanien aufschlugen und aus der Schale plakten.

Ein immer wachsendes Wohlgefühl überkam ihn. „Ich glaube, ich bin so glücklich, weil ich wieder in der Heimat bin. Wo war ich nicht alles? Aber solche Momente hat man nur daheim.“

Als er sich wieder zurückwandte, vernahm er deutlich, daß draußen auf dem Corridor gesprochen wurde. „Der Herr muß unterschreiben.“ Und gleich danach trat der Briefträger ein. Er brachte Karten und Geschäftsanzeigen, der eingeschriebene Brief aber, über dessen Empfang quittirt werden mußte, war der lang erwartete von Schwester Clothilde.

„Nun endlich.“

Gordon setzte sich in den Schaukelstuhl am Fenster, um hier *con amore* zu lesen.

„Mein lieber Noby. Deinen zweiten Brief, in dem Du Dich über mein Schweigen beklagst, erhielt ich gleichzeitig mit dem ersten. Ich fand beide hier vor, als ich vorgestern Abend von meinen Weltfahrten nach meinem lieben Liegnitz zurückkehrte. Dein Brief aus Thale war mir selbstverständlich nach Johannesbad und weil er mich dort nicht mehr traf, nach Partenkirchen hin nachgeschickt worden.



Am letztem Ort aber kam er früher an als wir (wir heißt Kramsta's und ich), was die Partenkirchner Post veranlaßte, Deinen Brief nach Liegnitz zurückzuschicken. Da hat er zwei Monate lang gelagert. Du siehst ich bin außer Schuld.

Eine Welt von Dingen habe ich, seitdem Du hier warst, erlebt: Die jüngste Kramsta hat sich mit einem Offizier verlobt, Helene Rothkirch ist Hofdame bei der Prinzessin Alexandrine geworden und der alte Jedlik hat sich wieder verheirathet. Und nun erst die jetzt zurückliegende Reise mit ihren hundert Bekanntschaften und Eindrücken! Aber ich werde mich hüten, Dir von Berchtesgaden und dem Watzmann eine lange Beschreibung zu machen, einmal weil Dir 8000 Fuß nicht viel bedeuten können und zweitens weil ich annehme, daß junge Cavaliere, die sich nach einer schönen Angebeteten erkundigen, lieber von dieser Angebeteten als vom Watzmann hören wollen."

Gordon lachte. „Ganz Clothilde. Und wie Recht sie hat."

„. . . Also die St. Arnauds. Nun wir kennen sie hier recht gut, oder doch wenigstens die Vorgänge, die seinerzeit viel von sich reden machten. Es war nicht gerade das Beste, wobei Dich das Eine trösten mag, daß es, alles in allem, auch nicht das Schlimmste war.

„St. Arnaud war Oberstlieutenant in der Garde, brillanter Soldat und unverheirathet, was immer empfiehlt. Man versprach sich etwas von ihm. Es sind jetzt gerade vier Jahre, daß er in Oberschlesien Oberst und Regimentscommandeur wurde. Den Namen der Garnison hab' ich vergessen; übrigens auch ohne jede Bedeutung für das was kommt. Er nahm Wohnung in dem Hause der verwitweten Frau von Zacha, richtiger Woronesch von Zacha, in deren bloßem Namen schon, wie Dir nicht entgehen wird, eine ganze slavische Welt harmonisch zusammenflingt. Frau v. Zacha war eine berühmte Schönheit gewesen; ihre Tochter Cécile war es noch. Jedenfalls fand es der Oberst und verlobte sich mit ihr. Vielleicht auch, daß er sich in dem Nest, das ihm die Residenz ersetzen sollte, bloß langweilte. Gleichviel. Drei Tage nach der Verlobung empfing er einen Brief, worin ihm Oberstlieutenant von Dzialinski, der älteste Stabs-offizier, Seitens des Offiziercorps und als Vertreter desselben die Mittheilung machte, daß diese Verlobung nicht wohl angänglich sei. Daraus entstand eine Scene, die mit einem Duell endete. Dzialinski wurde durch die Brust geschossen und starb vor Ablauf von 24 Stunden. Das Kriegsgericht verurtheilte St. Arnaud zu neun Monaten Festung, wobei, neben seiner früheren Beliebtheit, auch die Thatfache mit in Rechnung gestellt wurde, daß er provocirt worden war. Provocirt, so gerechtfertigt

die Haltung Dzialinski's und des gesammten Offiziercorps gewesen sein mochte."

Gordon legte den Brief aus der Hand und wiederholte: „so gerechtfertigt diese Haltung gewesen sein mochte." Warum? Wodurch? Aber was frag ich? Clothilde wird mir die Antwort nicht schuldig bleiben."

Und er las weiter.

„Und hier ist nun die Stelle, mein lieber Robert, wo Herr von St. Arnaud zurück und Frau von St. Arnaud in den Vordergrund tritt. Was lag vor, daß das Offiziercorps gegen seinen eigenen Obersten Front machen mußte? Cécile war eine Dame von zweifelhaftem oder, um milder und rücksichtsvoller zu sprechen, von eigenartigem Ruf. Als sie kaum 17 war, sah sie der alte Fürst von Welfenechingen und ernannte sie bald danach, und zwar nach wenig schwierigen Verhandlungen mit Frau von Zacha, zur Vorleserin seiner Gemahlin, der Fürstin. Die Fürstin war an derartige „Ernennungen“ gewöhnt, erhob also keinen Widerspruch. So kam Cécile nach Schloß Cyrillentort, lebte sich ein, begleitete das fürstliche Paar auf seinen Reisen, war mit demselben in der Schweiz und Italien, las am Theetisch vor (aber selten) und blieb im Schloß als die alte Fürstin gestorben war. Nicht sehr viel später schied auch der Fürst selbst aus dieser Zeitlichkeit und hinterließ dem schönen Thee-Fräulein ein oberschlesisches Gut, zugleich mit der Bestimmung, daß es ihr frei stehen solle, Schloß Cyrillentort noch ein Jahr lang zu bewohnen. Es lag dem schönen Fräulein aber fern, aus diesem ihr bewilligten „Wittwenjahr“ irgendwelchen Nutzen ziehen oder sich überhaupt unbequem machen zu wollen und erst als Prinz Bernhard, der Nefte, zugleich Erbe des verstorbenen Fürsten, auch seinerseits den Wunsch äußerte, „daß sie Schloß Cyrillentort nicht verlassen möge," gab sie diesem Wunsche nach und blieb. Prinz Bernhard kam von Zeit zu Zeit zu Besuch, dann öfter und öfter, und als das „Trauerjahr“ um war, zog er von Schloß Beauregard, das er bis dahin bewohnt hatte, nach dem Hauptsitz und Stammschloß der Familie hinüber. Sonst blieb alles beim Alten; nichts änderte sich, auch nicht in den Ausflügen und Reisen, die nur weiter gingen und bis Algier und Madeira hin ausgedehnt wurden. Denn wenn der alte Fürst alt gewesen war, so war der junge krank. Er starb schon das Jahr darauf und man erwartete nunmehr allgemein, daß die schöne Cécile dem von ihr protegirten Kammerherrn von Schluckmann (der, nach Ableben des alten Fürsten, als Hofmarschall in die Dienste des jungen eingetreten war) die Hand zum Bunde, zum Ehebunde reichen würde. Dieser Schritt unterblieb aber, aus Gründen die nur gemuthmaßt werden, und die schöne Frau kehrte jetzt,



wie sie's schon unmittelbar nach dem Tode des alten Fürsten beabsichtigt hatte, zu Mutter und Geschwistern zurück, von denen sie sich mit Jubel empfangen sah. Eine verhältnißmäßig glänzende Wohnung wurde genommen und in dieser Wohnung war es, daß St. Arnaud, zwei Jahre später, die still und zurückgezogen lebende Cécile (damals noch katholisch) kennen lernte. Sie soll inzwischen übergetreten sein; einer eurer beliebtesten Hofprediger wird dabei genannt.

„Da hast Du die St. Arnaud-Geschichte, hinsichtlich deren ich Dich nur noch herzlich und insständig bitten möchte, von Deiner durchgängigen Gewohnheit ausnahmsweise mal ablassen und das Kind nicht gleich mit dem Bade verschütten zu wollen. Als Leslie-Gordon kennst Du natürlich Deinen Schiller und wälzt hoffentlich mit ihm, als ob es sich um Wallenstein in Person handelte, die größere Schuld Hälfte den unglückseligen Gestirnen zu. Wirklich, mein Lieber, an solchen unglückseligen Gestirnen hat es im Leben dieser schönen Frau nicht gefehlt. Ihre frühesten Jugendjahre haben alles an ihr versäumt und wenn es auch nicht unglückliche Jahre waren (vielleicht im Gegentheil), so waren es doch nicht Jahre, die feste Fundamente legen und Grundsätze befestigen konnten. Eva Lewinski, die, wie Du Dich vielleicht entsinnst, lange bei den Hohenlohes in Oberschlesien war und ihre Kinderjahre mit Cécile verlebt hat, hat mir versprochen, alles aufzuschreiben, was sie von jener Zeit her weiß. Ich schließe diesen Brief erst, wenn ich Eva's Zeilen habe. . . Diesen Augenblick kommen sie. Lebwohl. Eisy ist in Görtlich bei der Großtante, daher kein Gruß von ihr. In herzlicher Liebe

Deine

Clothilde.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Gordon war in der höchsten Erregung. Einzelnes, was er in der Charlottenburger Villa, gleich nach seinem Eintreffen in Berlin, und dann gestern wieder aus dem Munde des alten Generals gehört hatte, hatte freilich nicht viel Gutes in Sicht gestellt, aber dieser Schlag ging doch über das Erwartete hinaus. Fürstengeliebte, Favoritin in duplo, Erbschaftsstück von Dunkel auf Messel! Und dazwischen der Kammerherr, — ein Schatten, der sich schließlich gestraubt hatte, sich zum Ehemann zu verdichten. Er warf den Brief fort und erhob sich, um in hastigen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen. Dann aber trat er an das zweite, bis dahin geschlossene Fenster und riß auch hier beide Flügel auf, denn es war ihm, als ob er ersticken sollte.

Der eingelegte Zettel von Eva Lewinski (nur

ein halber eng-befrigelter Briefbogen) war auf den Teppich gefallen. Er nahm ihn jetzt wieder auf und sagte: „Besser alles in einem. Lieber die ganze Dosis auf einmal als tropfenweis. Und wer weiß, vielleicht ist auch etwas von Trost und Linderung darin.“

Und er setzte sich wieder und las.

„An alles Andre, meine liebe Clothilde, hätt' ich eher gedacht, als daran, daß ich noch einmal in die Lage kommen könnte, von der Familie Zacha zu plaudern. Und zu Dir! Nun, wir waren Nachbarn, und so lange der alte Zacha lebte, der übrigens nicht alt war, ein mittlerer Bierziger, ging es hoch her. Er war ein Betriebsdirector bei den Hohenlohes, verstand nichts und that nichts (was noch ein Glück war), gab aber die besten Frühstücke. Cavalier, schöner Mann und Anekdoten-erzähler, war er allgemein beliebt, freilich noch mehr verschuldet, trotzdem er ein hohes Gehalt hatte. Plötzlich starb er, was man so sterben nennt; die Verlegenheiten waren zu groß geworden. Das »Wie« seines Todes wurde vertuscht.

„Ich sehe noch die Frau von Zacha, wie sie dem Sarge folgte, tief in Trauer und angestaunt von der gesammten Männerwelt. Denn Frau v. Z., damals erst dreißig, war noch schöner als Cécile. Diese mochte zwölf sein, als der Vater starb, aber sie wirkte schon wie eine Dame, darauf hielt die Mutter, die wohl von Anfang an ihre Pläne mit ihr hatte. Bewöhntes Kind, aber träumerisch und märchenhaft, so daß Jeder, der sie sah, sie für eine Fee in Trauer halten mußte.

Kurz nach dem Tode des Vaters ging es. Die junge Herzogin auf Schloß Rauden, die sich für die schöne Wittve mit ihren drei Kindern interessirte, gab und half. Aber die Wirthschaft war zu toll und so zog sie zuletzt ihre Hand von den Zacha's ab. Alles was diesen blieb, beschränkte sich auf eine kleine Pension. An Erziehung war nicht zu denken. Frau von Zacha lachte, wenn sie hörte, daß ihre Töchter doch etwas lernen mußten. Sie selbst hatte sich dessen entschlagen und sich trotzdem sehr wohl gefühlt, bis zum Hinscheiden ihres Mannes gewiß und nachher kaum minder. Es stand fest für sie, daß eine junge schöne Dame nur dazu da sei, zu gefallen und zu diesem Zwecke sei wenig wissen besser als viel. Und so lernten sie nichts.

Oft mußten wir lachen über den Grad von Nichtbildung, worin Mutter und Töchter wetteiferten. Alle Quartal kam ihre Pension. Dann gaben sie Festlichkeiten und schafften neue Rüschchen und Bänder an, auch wohl Kleider, aber immer noch Trauerkleider, weil die Mutter wußte, daß ihr schwarz am besten stände. Vielleicht auch, weil sie gehört hatte, daß Königin-Wittwen die Trauer nie ablegen.



Sie hatte ganz verschrobene Ideen und war abwechselnd unendlich hoch und unendlich niedrig. Sie sprach mit der Herzogin auf einem Gleichheitsfuß, am liebsten aber unterhielt sie sich mit einer alten Waschfrau, die in unsrem Hause wohnte. War dann das Geld verthan, was keine Woche dauerte, so hatten sie zwölf Wochen lang nichts. Es wurde dann geborgt oder von Obst aus dem Garten gelebt, und wenn auch das nicht da war, so gab es »Pilzchen«. Aber glaube nur nicht, daß »Pilzchen« wirklich Pilze gewesen wären. Pilzchen waren große Rosinen, in welche, von unten her, halbe Mandelstücke gesteckt wurden. Das war mühevoll genug und mit Aufertigung davon verbrachte Frau v. Sacha den ganzen Vormittag, um die Götterspeise dann Mittags auf den Tisch zu bringen. Inmitten des Schüsselchens aber lag, um auch das nicht zu verschweigen, eine besonders große Rosine, die nicht nur den ihr zuständigen Mandelfuß hatte, sondern auch noch von zwei horizontalliegenden und ebenfalls aus Mandelfern geschnittenen Speislerchen kreuzartig durchstoßen war. An den vier Spitzen dieser Speislerchen saßen dann ebenso viele kleine Korinthen und stellten das *morceau de resistance* her, das in der Sprache der Sacha's »le Roi Champignon« hieß. Eine Bezeichnung von der die Leute sagten, daß sich sowohl der Wig wie das Französisch der Familie darin erschöpft habe.

Dies, meine liebe Clothilde, sind meine persönlichen Erlebnisse, Kindererlebnisse. Was dann weiter kam, weißt Du besser als ich. Wie immer Deine

Eva L.

Gordon hielt den Zettel in der Hand und zitterte. Dann aber war es mit eins, als ob er seine Ruhe wiedergefunden habe. »Ja, das entwaffnet! Groß gezogen ohne Vorbild und ohne Schule, und nichts gelernt als sich im Spiegel zu sehen und eine Schleife zu stecken. Und nie zu Haus, wenn eine Rechnung erschien. Und doch tagaus tagein am Fenster und in beständiger Erwartung des Prinzen, der vorfahren würde, um Kathinka zu holen oder vielleicht auch Dylinka, trotzdem beide noch Kinder waren. Aber was thut das? Prinzen sind für's Extreme. Vielleicht nimmt er auch die Mutter. Alles gleich, wenn er nur überhaupt kommt und überhaupt wen nimmt. Sie gönnen sich's untereinander. Er ist ja generös und dann können sie weiter spielen. Ja, spielen, spielen; das ist die Hauptsache. Nur kein Ernst, nicht einmal im Essen. Ach, wer schön ist und immer in Trauer geht und »Pilzchen« ist,

der ist für die Fürstengeliebte wie geschaffen. Arme Cécile! Sie hat sich dies Leben nicht ausgesucht, sie war darin geboren, sie kannt' es nicht anders, und als der lang Erwartete kam, nach dem man vielleicht schon bei Lebzeiten des Vaters ausgeguckt hatte, da hat sie nicht nein gesagt. Woher sollte sie dies »nein« auch nehmen? Ich wette, sie hat nicht einmal an die Möglichkeit gedacht, daß man auch »nein« sagen könne; die Mutter hätte sie für närrisch gehalten und sie sich selber auch.«

Er drehte den Zettel noch immer zwischen den Fingern, zupfte daran und knipste gegen Wand und Ecken, alles ohne zu wissen, was er that. Endlich erhob er sich und sah auf die Baumwipfel hinüber, die jetzt in vollem Morgenlichte lagen.

»Die Nebel drüben sind fort, aber ich stecke darin, tiefer, als ob ich auf dem Baummann wär. Und ist man erst im Nebel, so ist man auch schon halb in der Irre. Que faire? Soll ich den Entrüsteten spielen oder ihr sagen: »Bitte, meine Gnädigste, schicken Sie den Hosprediger fort, ich bin gekommen um Ihre Beichte zu hören«. Und dann zum Schluß: »Ei, ei, meine Tochter«. Oder soll ich ihr von Bußübungen sprechen? Oder von den zehn Geboten? Oder vom höheren sittlichen Standpunkt? Oder gar von der verletzten Weiblichkeit? Ich habe nicht Lust, mich unsterblich zu blamiren und Zeuge zu sein, daß sie lächelt und klingelt und ihrer Jose zuruft: »Bitte, leuchten Sie dem Herrn.«

Er trat, als er so sprach, vom Fenster an die Spiegel-Console, wo, neben Uhr und Notizbuch, auch sein Cigarren-Etui lag. »Ich werde mir eine Gleichmuths-Havanna anzünden und die eine Wolke mit der andern vertreiben. Similia similibus. Colonel Taylor pflegte zu sagen »alle Weisheit steckt im Tabak«. Und ich glaube fast, er hatte Recht. Ich werde meine Besuche bei den St. Arnaud's ruhig fortsetzen und mir gar keinen Plan machen, sondern alles dem Augenblicke überlassen. Ich glaube wirklich, das ist das Beste: sie freundlich ansehen und mit ihr plaudern wie zuvor, als wüßte ich nichts und als wäre nichts vorgefallen? . . . Und am Ende, was ist denn auch vorgefallen? Was kümmert mich Serenissimus und sein Theefräulein? Oder Serenissimus II.? Oder gar der Kammerherr und Hofmarschall? Ach, wenn ich jetzt an Jagdschloß Todtenrode zurückdenke . . . Deshalb schrat sie zusammen und wandte sich ab, als wir in die gespenstischen Fenster guckten. Und schon vorher, in Duedlinburg, als ich über die Schönheits-Galerieen und die Gräfin Aurora so tapfer perorirte, schon damals war es dasselbe. Nun klärt sich alles . . . Arme, schöne Frau!«

(Fortsetzung folgt.)



## Goan's mi dat in Oll-Muß gahn is!

Von

H. C. Müller.

Ne, wat woher is, dat is woher! Dat was 'ne grote Freud, as ik wedder noch Oll-Muß taurügg kamm as Herr Dokter mit de golden Brill, un Jung un Olt was stolz up mi, denn de Dokters wiren dunmals man dünn sei't, un uter den ollen Dokter Verbing, de äwer verleden Johr of all storben was, gaww dat gor keinen Dokter in de ganze Stadt. Ik kamm denn of ut de Inladungen un ut de Gesellschaften gor nich rut, besonnere in Familien, wo nah Döchter wiren, de giren frigt hadden un de noch de Mannslüd' ampelten. Ik bin nich hübsch, dat weit ik, un wer dat anners seggt, de beleidigt mi, äwer ik müßt doch hellsehen uppaffen, dat ik dunmals nich in de Hautangeln un in de Fallstrick föll, de mi von de Mamas leggt würd'n, mi in dat säute „Joch der Ehe“ tau spannen, denn wer dor irst insitt, de heit gaud stangeln, de kümmt so licht nich wedder rut. De Fru Senater Tüker hadd mi bewist, dat ik abslut frigen müßt, un sei müßt dat jo of am besten weiten, denn sei künn sich mit ehren Mann of man af un tau verdragen, un sei let mi marken, dat ehre Caroline sühr düchtig un sühr wirtschaftlich was, dat dat leuwe junge Kind von achtuntwintig Johr all de Gurken, de Preiselbeeren, de Kirschen un de annern Süßfrücht ganz allein inmakt hadd, un Fru Kopmann Sträbing, de säwen Döchter un drei flusuhrige Bengels hadd, let ehre Leontine mit'n scheiden Mund dat Klavezimbel, de Stimm un de Tauhüterer alle Abend martern, denn dat arme Worm besatt 'nen Sopran, den künn man mit dat Krischen von'n ollen verrusten Wedderhahn verwesseln. Herr Seepenseeder Heinemann, de of Direkter von't „Liebhabertheater zur starken Eintritt“ was, un de nich blot Stearinlichte, sönnern of Bers' makte, undelte mi as 'ne Gaus tau Martini mit Braden un grotn Fisch un Ausern un allerlei annere Delikatessen, so drad ik em „de Ihr gaww“, as hei tau seggen pleggt, un makte immer so quanzwis verdächtige Anspielungen up „Hymens marmorne Rosenfesseln, zerprengend der Einsamkeit dornige Messeln“, denn hei hadd 'ne Lütte unbedarwte Schwester, de eben irst ut'n Snider was, un

Unkel Kießstahl, de en Mulwurf hadd as 'ne Watermähl, let mi öfter mit sine nüdliche Schwesterdöchter in'n Goren allein, as dat för'n richtigen Unkel ahn Nebengedanken recht was.

Un Festsdag' fehlte dat nich, un ik kamm ut minen Frack, wat sei in Oll-Muß 'nen Snipel nennen, gor nich mihr rut, äwer of nich in den Ehstand; man gaww Danzkränzchen, Abendeten un Heinemann gor en grot Middageten, wat hei einen Diener nannte, denn sin Französch was of man von de Ort, womit man keinen Hund von'n Aßen weglocken kann. Un wat de Honoratschoren in de Stadt wiren, de veranstalt'n Ball mit Duandrilljen un Cottillon, un de jungen Mätens sicken de Mannslüd' ordentliche Ordens ut Papp un Sidenband up de Snipel, dat mennigein utsach, as'n Pingstoß, un ik was mit de Däferwor äwerseit, as en Goren mit ripe Plummen tau Harwsttid, un ik danz doch so ungeschickt, dat ik taum Bispill jedweden Contredanse besonnere bi de grande chains immer in Unordnung tau bringen plegg, bet dat de ganze Gesellschaft up einen Hümpel tausamtüret is. Dat warden mi all de jungen Mätens, de mi kennen, gewiß mit Vergnügen betügen.

So lewt' ik also in luter Herrlichkeit un Freud; ik kreg de Chronik von ganz Oll-Muß tau hören un wüßt bald up't Hor, wat Burrmeisters tau Middag eten, wobel Kleeder de Fru Stadtrichter int Schapp hadd un dat ehr jüngst Döchtling Franziska mit de Stubbznäs' verleden Frühjohr mit den Aptheikergehülfsen weglopen was. Äwer ehr Batting hadd sei all in Gransee wedder inhalt. Ik wüßt, dat Heinemanns Otto in Amerika Steen' kloppt, un dat Senater Plümekle un Kopmann Bohl sich up'n Luftmarkt mulschellt, äwer nu all wedder verdragen hadden. Fru Rektor Heine hadd mi sünnenklar bewesen, dat Schiller beter dichten kunn, as Göthe, un dat Mozart kein Oper hadd maken kunn, wenn hei nicks von Musik verstahn hadd, un dat äwrigens de Cochinchina-Hühner gröter Eier leggen, as de annern; un sei müßt dat jo weiten, denn sei was Präsedentin von de Liedertafel un von'n „Verein für veredelte Hühnerzucht.“



Lining Pommerich hadd mi all den Kummer un Jammer von ehr säwenteinjähriq Hart utschütt, dat sei Albert Wanken leiven ded, un Bernhard Oppelmann hadd mi heilig und düer tausworen, dat hei sik dodsheten wull oder uphängen oder vergiften — ganz säker wüßt hei dat noch nich — wenn em sine Lowise nich erhüren wull. Ja, seggt hei, ik hadd mi all längst dodshaten, äwer ik mücht' giren, ihr ik ut dese Welt gah, noch weiten, ob de Görlicher Stamm-Altkien, de Watting löst hebb, weder al pari kamen, un ob de Franzosen 'nen nigen Kaiser frigen. Sünst is mi de Welt all ganz egal, un all mine Bäcker vermak ik Sei, blot nich Waldmeisters Brudsohrt, denn de hadd „Sei“ mi mal schenkt, un dit Bant soll mi in dat mystisch-düster-verschleiert Jenseids begleiten. Na, jedwederlein möt jo am besten weiten, wat hei unnerwegs brukt un wat hei mitnehmen will. Un de lütte Lowise vertehrte sik in heimliche Leiw üm desen dütschen jungen Mann, de „der edelste seines Geschlechtes“ un Commis in en Manufakturworengeschäft was, wat of Sibenband führte. Dat arme Mäken weinte in'n Stillen bläudige Thränen üm den jungen Minschen un süßt' alle Abend in de Schummerstun'n, wenn de Stratenlaternen nich brennten, wil Mahnschin in'n Kalenner stumm, un up dat irst Bladd von „An Alexis send' ich dich“ was en groten Fettsleck, wil ehr dor en Botterbrot upfallen was, un de düdlichen Spuren von ehre Thränen. Äwer so is dat in de Welt. Dor loyen twei gaude Minscheninner rüm, un de Harten söfen sik un können sik doch nich fin'n un klagen nu in Weichdag' un Sehnsucht, de Heven is vull swarte Wulken, bet de leiwde Sünn kümmt un von haben dal schint un de Leiw upgeiht, as ne Blaum in't Frühjohr.

Dese bunt Familien-Wirrwarr mak't mi Vergnügen un Sorg' tau glifer Tid, un ik för min Deil söcht mi dankbor tau bewisen, so gaud ik kunn, un mak' nu allerhand utfinnig an Plejrlichteiten, an Gesellschaftsspielen, Landparthieen, Kahnsohrtten un wat dat so von de Ort mihr givwt. Ik vertellt' nu mal von Berlin un wat dor för Wunnewark tau seihn un tau hüren was, von Concert un Komedi un von lewende Biller. Dat was Water up de Wähl von de All-Mußer, denn von lewige Biller hadden sei noch all ehr Lewdag' nicks hürt, un de meisten wüßten gor nich, wo ans de woll utseihn kun'n. Fru Altwarijus Grashow frog mi, ob de Minschen dorbi in 'nen höltern Rahmen krupen müßten un en ordentlich Glas vör sich kregen, un de Lichter-Dichter Heinemann meinte, dor wüßten doch woll of Bers' unner set't warden; bi de Biller von Dehmigke un Niemschneider in Ni-Muppin wir dat ünner so un wir of sihr hübsch, un hei wull de Gedicht' maken, hei wir de Mann dortau.

„Ne,“ säk ik, Herr Heinemann, „Gedichte kamen dor nich unner“, un set't utenanner, woans dat mit de lewigen Biller mak't würd.

„Äwer wat süllen wi nu vörstellen?“

Heinemann wull abslut de Schlacht bi Sedan upführen, de Fru Stadtrichter, de en beten wat vüllig bugt was, schlog „das Urtheil des Paris“ vör un böd sik an, de Venus tau ävernehmen; Lining Pommerich wull de Boreley vörstellt hewen un sülvst ehr golden Hor kämmen un en Leed dorbi singen, un Albert Warnke süll de Schipper sin, den dat wilde Weih ergript un de rup fikt in de Höcht un mitdewil unnen rinsölt. Wat äwer de Sträbing'n was, de bestunn dorup, wi süllen Apollo'n un de nägen Musen vörführen un sei wir giren prat, ehre säwen Döchter mitwirken tau laten, äwer Untel Kieffstahl rep, dat wir luter dumm Tüg.

Nu möt ik iherlich seggen, dit was en dwallschen Snack von minen Untel, un mit dese Würd' hadd hei denn of dat Kalw in't Og slagen. De Damens würden krätig un schrigten döörchenanner, un dor fehlte nich vel, denn hadden sei sik in de Hor kregen, un Fru Plümekete sach sik all nah'n Lehnstaul üm, wenn ehr etwa de Ahnmachten antreden süllen, un dor hadd sei Recht hadd, denn wo künn Untel Kieffstahl ehr of mit sonne Würd' unner de Dgen gahn!

In dese Laustän'n kamm ik nu dortwischen mit'n annern Vörschlag, wi wullen dat schön Märken von Durnröschen upführen, un Jung un Old wiren glif dormit taufreden, un ik hägt mi nich wenig äwer min Klautheit. Ach, dat was'n groten Irrtum, dat süll mi hellischen begrismulen; ik hadd de Reknung ahn de All-Mußerinnen mak't, denn jede von de Damens wull nu Durnröschen sin, vör allen de dicke Fru Stadtrichtern, wat sich de annern äwer nich gefallen leten, of wull kein Mannsbild unner dese Umstän'n den Prinzen spelen, de dat Königskind ut den Slay küffen möt.

„Nich woehr, min leiw Dokter,“ säd de gaude Dam' tau mi, „Sei ävernehmen den döörklächtigen Prinzen?“

„Se,“ säd ik, dat wull ik woll giren dauhn, würd' mi of ne grote Zhr sin, äwer dat is nich mäglich, ik möt jo de Leitung von dat Ganze up mi nehmen.“

„Dat is schad,“ rep sei, „ik hadd mi dat all so schön utdacht; äwer wenn dat nich geiht, denn mag't jo woll nich gahn.“

Ik süll also nu entscheiden, wer de Prinz un de Prinzess spielen süll, un ik wählt' fixing de lütte Lowise un Bernhard Oppelmann, wil de de passlichsten un de nettsten von de ganze Gesellschaft wiren.

Bi dese Gelegenheit möt ik nu tau min Schan'n



ingestahn, dat ik in den Ogenblick kein ihrlich Spill spelt heww, denn ik hadd bi dese Wahl en Nebengedanken, ik wull de jungen Lüüd nämlich de Mäglichkeit verschaffen, sich ehr Leiw tau apenbaren. Denn wenn dat nich bi't Küssen gescheiht, denn gescheiht dat, wenn ik mi up so wat verstah, äverhaupt nich.

Na, mine verihrtten Damens, ik heww vel Freud' in minen Leven hadd, taum Bispill as ik de Zerst in Quinta wurd, as ik mal twintig Gröschén in de Lotterie gewunn, un as ik minen Namen taum irsten Mal as Schriftsteller druckt sach, äwer so vergnängt was ik doch noch nich west, as in den Ogenblick, wo Bernhard Oppelmann mi heimlich dankbor de Hand drückte und de schöne Lowise mit ehre blagen Ogen mi 'nen Blick taumet, de so süüt was, as Syrup mit Zuckerlandis, un wenn sei mi dor 'nen Kuß anbaden hadd, weit Gott, ik hadd em nahmen. Ja, dat hadd ik dahn!

Äwer wat süll de Prinz un wat süll de Prinzess antrecken? Dese Frag was grad dortau andahn, den Frieden wedder äwer den Hümpel tau stöten. De Lichter-Dichter säd, de Prinz müßt mit'n grot Wachslicht kamen, denn dat wir doch apenbare Nacht, wenn hei kem, wil dat doch de Prinzess nich an'n helllichten Dag slapen würd'. Ik red't em dat äwer ut, un hei gaww sich taulest.

Nu möt ik leider mi all wedder süüwst verklagen un ingestahn, dat ik 'ne grote Unducht utäuw't heww. Ik sach nämlich in, dat dat Bild doch 'ne Pizzen-Komedi warden würd, un as nu de Fru Rektorn säd, de Klebasch' müßt' ut'n dörtig-jährigen Krieg sin, denn de Geschicht wir doch woll all tämlich olt, sovel sei wüßt, dunn gaww ik ehr Recht un verdeelt de Rollen. Fru Cäcilie Kuß würd' de oll Fru mit dat Spinnrad un de Spindel, de Stadtrichtern wull dörchut de böse Fei spelen, Heinemann freg den König, de Fru Senator Tüker de Königin, Unkel Niesstahl gaww den Kock, de den Kätenjungen mulschellt, un de annern wurden Hoffstat un Gefolg'.

Ganz Oll-Mutz was in Upregung; kein Husstand was mihr in Ordnung; alle Reihmammjells neihnten sich de Finger intwei, Lining Pommerich trennte achtmal den Besatz von ehren Kock, bet hei för 'ne Hofdam' passig was, de lütte Lowise probirt' allerlei malerische Stellungen, un Unkel Niesstahl suiderte sik 'ne witt Kätenhört ut sin Bett-lafen.

Mi gung de Pust ut, sovel hadd ik tau dauhn, un ik ley in de Stadt rüm as en Brummkäsel, denn jedwederein verlangt' 'nen Rat, wist mi sinen Antog, makt mi Stellungen vör, un Fru Senator Tüker fragt' mi, ob sei as Königin stolz oder fründlich utseihn süll.

„Verbinnen Sei Stolz mit Fründlichkeit,“ säd

ik, „laten Sei in ehren strengen Blick den Sünneschin von ehre gaude Seel erkennen un stigen Sei von den golden Thron der Herrscherwürde up den Lehnstuhl der menschlichen Gaudmäudigkeit.“

Dat wull sei dauhn, säd sei, denn dat wir dat best', äwer woans dat nu mit den Krönungsmantel sin müßt, denn de Krönungsmantel wir doch de Hauptsak.

In desen Ogenblick kamm mi en Gedank, de slicht was. „Nemen S' en por Ellen großläumt Glanzkartun,“ säd ik, „un laten Sei witte Flocken Bomwull dorup neihn, dat makt sik sihr gaud bi Licht.“

„Ik ward de Gardinen ut minen Mann sin Stuw nemen.“

„Dauhn Sei dat!“ griffslacht ik vör mi hen, un de Sat was ajmakt.

Nu künn ik Sei noch wider vertellen, woans ik de annern sik inkleiden let, wo König Heinemann utsach, wo Bernhard Oppelmann mit'n Schlapphaut, Pumphosen, Schwedentragen un upsueben Wamm's rümlep un wo müdlich und verständig Lowising sik antreckt hadd, äwer wotau fall ik dat dauhn, de Oll-Mutzer künnen mi dat villicht äwel nehmen, denn de meisten segen gradtau ut, as oll Schugels oder as ob sei för olt köfft wiren.

Dat ganze Märken von Dornröschén süll in drei Akten för sich gahn, as up dat Programm tau lesen stunn mit schöne Vers' von Heinemann: „Wie Dornröschén ungetränkt von den Feen wird beschenkt.“ „Wie Dornröschéns Unvorsicht mit der Spindelspiz sich sticht.“ „Wie Dornröschén mit Genuß auferweckt des Prinzen Kuß.“

Un nu kamm de Dag, wo dat losgahn süll. Oll-Mutz was nich mihr tau kennen, Nit un Arm, Olt un Jung, Grot un Klein, Öllern un Kinner surreten un burreten dörch enanner as en Immen-swarm, un dat häbelst was tau unnerst kühret in de gaud oll Stadt, wo lewige Biller so unbekannt wiren, as Trüffeln in'n armen Mann sin Stenschapp.

Gentau Klock acht was de grot Saal in't Wirthshus taum grünen Engel so vull, dat kein Appel tau' Fred kunn. De Lichte up den Kronlächter brennten, de oll Stadtmuskant mit sine fiv Lührlings fung an tau spielen, dat dat 'nen Stein erbarmen kunn, un de Taufikers satten dor vör den roden Borchang un reten Mul un Ogen up. Ik stunn in de Kulissen, un dat Hart hüppt mi in de Bost, as'ne Kreih in't Saatsfeld, un de Mitspelers kemen nu taum Börschin. Äwer wo segen de ut! De König hat sich 'nen Buk utstoppt, so grot as dat Kopplüssen ut'n Kinnerbett dit möglich makt, de Königin drog en Diadem, wo de Fru Rektorn ehr Häuhnerhof Platz in hadd, de Kock kamm mit'n



Bratspieß, wo hei hadd drei Offen tauglik an upspießen kunn, un de oll Freu mit dat Spinnrad hadd en grasgrün Kleid an mit gele un robe Bänner. Discher Bartel, de gewöhnlich Schnuppenbartel heiten ded, wil hei den ganzen Dag sin Näs voll Schmutzoback tau stecken pleggte, makt' de Nasenbank taurecht, wo Durnröschen up liggen süll, wenn dat arme Worm küßt warden süll. Un en Larm was dat ringsüm mi, un dat lacht un flustert un pufert un summt un brummt, un dat ruscht von Sammt un Sid un Kartun, un weck von de Fragenslüd seggen ut as Karnalljenvögel un as Kuhnhahn, un de Prinz hadd isern Spurn an, de hei sich för vir Gröschchen von den Schandor borgt hadd. De Königin frog mi, ob sei of Hoheit 'naug an sich hadd, un Bernhard Oppelmann swor mi tau, hei würd hüt Lowising 'nen wirklichen Kuß geben, un wenn sei em denn doch noch'n Korv verihren würd, denn wull hei sik up jeden Fall ut dit erbarmliche Jammerleben mit'n Phosphor von'n ganz Bund Schwefelstücken spendiren, un denn kunn hei up de Görliher Stammactien nich mihr täuwen.

„Dor herwen Sei Recht,“ säd ik, „Sei möten jo am besten weiten, wat Sei tau dauhn herwen, un ik begrip Ehre Dag üm so beter, as ik sülvst noch all min Dag nich in so'ne Taufstän'n west bin un dei Leiw man so von achter rüm von't Hörensseggen kennen dauh. Korlining Tüker, de nich mitspelt, gung süßend an mi vörbi, steckt 'nen Bonbon in den Mund un flustert vör sich hen: Entbehren und Entfagen gewinnt das Himmelreich; äwer Plümek, de dit hört hadd, kloppt ehr up de Schuller un rep: J, Frölen, wer ward so melankolsch sin, Sei känen jo immer noch 'nen Mann krigen, Sei sünd jo irst dörtig Johr olt.“ Na, nu was Del in't Frier gaten. De Mansell flög tau Höcht, as hadd sei 'ne Slang steken, sei böhrt de Arm up, as wull sei Plümeken astachteln, un ik was all up den Sprung, mi twischen de beiden tau smiten un em tau verdeffendiren mit den Utrop: De Weg tau Plümeken geiht äwer min Lik! — Taum Glück was dat nich notwennig; Korlining let de Arm an de Sid dalsacken, ehr Gesicht wurd gel un witt un sach ut, as en verunglückten Pannlaufen, dunn süßt sei noch einmal deip up un beswimmt mit 'ne Ahnmacht, de ganz natürlich utfach. Bumms! dor lag sei in minen Arm un rögt sich nich! —

Nu hadd ik immer glöwt, Plümek was en gauden Minsch, äwer dit was man en groten Fretum, un hei apenborte sine ganze Slichtigkeit un Unmenschlichkeit un let mi so recht in den swarten Höllen-Abgrund von sin Hart seihn, denn hei seggt mit'n recht venynschen Lachen: „Leggen Sei man dat oll Mäken dal; dat geiht glif wedder äwer;

de Ort von Ahnmachten kennen wi; de hett sei all förrer de Tid, wo sei majorenn is —.“

Gott du bewohr mi! wo slog dese Boshastigkeit von Plümeken in de Seel von Korlining as en Dunnerslag ut'n blagen Hemen! Pilgrad sprung sei up, dat ik mi versirt, as wenn mi 'ne Körb' up de Näs' fallen wir; dunn smet sei 'nen Blick von vullstännigst Verachtung up em, treckt de Schullern so recht höhnisch un ley rut, as wenn ehr dat Frier up de Hacken brennt. Un wenn Plümek of man noch 'ne lütte Spir von Gefühl hett, denn möt hei noch hüt desen Dag sich in sin Alder un Bloot schämen; äwer ik glöw, hei deid't nich. De menschliche Slichtigkeit is tau grot up dese Welt!

Mitbewil was dat en beten lat worr'n, un vör den Vorhang sungen all weck an tau fackiriren: Sei wullen nu wat seihn, un dorför hadden sei nich betalt, dat sei blot den Stadtmusikanten sine Musik hörten, denn de wir of man gaud up't fri Feld antauhören, un wenn de klauen Lüd Komedi spelen wullen, denn sülln seit dat of dauhn; för twei Gröschchen dat Billet künnen sei dat woll verlangen.

Unrecht hadden de Lüd' jo nich, denn wenn Einer sin Geld giwvt, will hei of wat dorför herwen, sünst kunn jo nich Handel un Wandel up Jreden bestahn. Ik namm also de Klingel, gaww dat Teiken, un de Vorhang rollt' nu up.

„Ah! Ah! J! Ne, wat denn! Oh! Wo is't möglich!“ so gung dat nu dörch den Saal, un de Taufkifers redten de Häl' ut, denn de Pracht äwer-namm sei; blot so'n süßigen Bengel von drütheihn Johr, de mit'n Fribillet up de Galleri kamen was — dat Billet hadd em Discher Bartel geben, as ik man hört herwo; weck seggen äwer, dat wir nich wohr, hei hadd't sich von'n Kassendisch mus't — dese Bengel also rep in sine jugendliche Unschuld, as woll lütte, unbedarvte Kinner tau dauhn plegen: Nu sik mal, wat hett sich oll Tükersch för'n Trumtrari up den Klapp set't; dit fall woll 'ne Kron sin?“ —

Na, dese Injuri von den unverstännigen Jungen kunn sik de Königin Tüker nich gefallen laten, dat wir ehr denn doch tau schanirlich. Sei vergat also ehr lewiges Bild, dreiht sik üm, makt den Bengel 'ne Just un rep lud dörch den Saal: „Na, täuw man! Di kenn' ik, Musche Nagentlauf! Dat is wedder oll Schauster Kletschern sin entsamte Bengel!“

Mit dat Bild was dat natürlich nu rein ut! All de in den Saal wiren, lachten un klatschten un makten den dullsten Spiß, dat ik man rasch klingeln un den Vorhang fallen laten müßt. So drad as de äwer runne gung, fehlte dat nich an Bisfall, un sei klatschten in de Hän'n, sei repen uns rut, un König Heinemann tratt vör, bedankte



sich velmal und dinerte, as ob hei sit dat Rückgrad asbrenen wull, un as dat Publikum da capo rep, dunn höll hei 'ne Anred' in Versen:

Im Strahlenglanze dieser Lichter  
D gönnt ein Wort dem edlen Dichter,  
Denn da das, was man wollt, gelang,  
So sagen wir Euch unsern Dank.  
Sind unten hier zufrieden Sie,  
Stört uns kein Schlingel auf der Gallerie!

Hei wull noch mihr dichten; äwer swapp! let it den Borchang em vör de Näs' dalsallen, denn wi brukten uns' Tid, dat anner Bild vörtaubereiten.

De Gesellschaft was bald gruppirt; Durnröschchen und de oll Fru fatten vöran; an de Sid stunn de König mit de Königin, de Hofherrn un dat Kätenwoll ringsüm in'n Hinnergrun'n. Endlich was allens farig, un it was eben dorbi, de Klingel tau nehmen; dunn müßt jo woll de Deuwel sin Hand in't Spill hewwen un den Schnuppenbartel uns in den Weg farren.

"Ne Priß' gefällig, Herr Heinemann?" seggt de Unglückskiel tau den König, un Heinemann, de of girn suuwot, lett sit dat nich tweimal seggen; hei gript in de Dos', un Onkel Rießstahl langt of tau, un Bernhard un de annern of. It schuw sünt nich, äwer desen Dag müßt mi jo moll de Deuwel verführen, un it nehm 'ne düchtige Priß' un Klingel nu, un de Borchang geist up.

It will mi nich sülwst den Lurbeerkrantz up den Kopp setten un will mi nich rutstricken, denn dat kunn utseihn, as wenn it mi wat inbild't un as wenn it wull, dat de Lüd' von mi säden: Hei is doch en hellischen klauten Kirl, äwer de Woohrheit möt it doch de Zhr gewen un ingestahn, dat dit tweede Bild wunnerjchön was. Wo sänt un nüdlich sach de lütte Lowise ut as Prinzess, de sit eben stelen hadd un nu beswimt dorlag, wo stolz was König Heinemann, wo majestetsch de Königin, ne, dat was tau grotortig! Un rührend was dat of, wenn man so an de ganze Geschicht dacht', dat dat lütte Mäken nu inslapan was un dor so 'ne fihbhunnert Johr so förjötisch weg liggen süll, denn dorbi möt doch so'n Mäken en beten wat allerhast warden, un weiten kann dat doch of kein Minsch, ob de Prinz, wenn hei nahstems künmt un hei fröggt nah den Döpschin, sit nich versirt. So tet it mi denn in deipe Gedanken dat Bild an, dunn sach it, wo König Heinemann Gesichtschmed, de Näs' treckte, mit de Dgen plinkte, un in minen Gesichtserker dor tribbelt un krawwelt dat, as ob en Dugend Mirren dorin en Wettlophen höllen. It namm min Snuwdank — en wunnerjchön Dank was't, von robe Sid mit'n gelen Burt un in de Midd was de Storm up de Dupppler Schanzen innewert — un nu wull it eben mit dat Dank an de Näs' — je ja, je ja! — hepsi! gung dat bi mi

II. 2.

los, hepsi! klung dat bi Discher Barteln, un dat was man en Glück, dat wi achter de Kulissen stun'n. „Den Borchang runne!“ rep it, „den Borchang runne!“ un oll Discher Bartel hadd grad noch sovel Kontenangsch, dat hei de oll rod Gardin' dal let. Un dat was de höchste Tid, denn wir de Borchang nich dal gahn, dat ganze Bild wir heil un deil of tau Echan'n worr'n, denn lang hadden Heinemann un Onkel Rießstahl dat mit dat Mirrenkrawweln in de Näs' nich mihr uthollen.

Also de Borchang gung dal, un de Musfanten spelten dortau „wenn de Hund mit de Wust ävern Spucknapp springt“, un dat Publikum was ut Rand un Band för Vergnügen un kunn sit gor nich jatt seihn. Un de Rührung tratt de weck an, un Nutting Lurenzen hult lud up un rep: Ne, wo is dat möglich! Wo können Minschen, mit de it all tausamen eten un drunken heww, so wat Schöns maken. Un dat is uns' lütt Dokter west', de dat all anfarigt hett? Ne, wat denn! Äwer it heww dat jo all seggt, as hei noch as 'n lütt Jüngschen mit apen Hosen rümlap: Pakt up, dat ward mal en dägten Kirl, de möt up'n Avokaten studiren lihren!

Wat för Kumpelmenten freg it tau hören! Wo lawten sei mi all! It kamm mi all so grot vör, dat de Rieß' Goliath höchstens noch as 'n lütt Wickelkind neben mi stunn. Äwer it dacht' mit Gräfen tauglit an den Snuwtoback, woans de uns dat ganze Bild hadd rungeniren künmt, un it fuhrwart nu up oll Barteln los.

„Kirl,“ rep it, „entfante Jesuwiter, Unglücksraw, wat hewwen Sei in ehre verdammte Tobacksdos' hadd?“

„Ach, min leiw Herr Dokter,“ säd hei, „it kann jo nich dorför, it heww jo nich dacht, dat de Herrschaften ehre Näsen so sin sünd, denn wat'min Näs' is, de kann dat verdragen, un wil Koppmann Sträbing'n sin Snuwtoback tau swack is, heww it mi dor för'n Schilling gauden Schneebarger tau inmeten laten. Nemen Sei dat man nich äwel; de Sak is jo noch sihr gaud asgahn, un de Lüd' seggen jo, Sei wiren de kläufst Minsch in ganz Ol-Muß un in't Preußisch dortau.“

„Wenn dat is, denn is dat wat anners,“ säd it, denn it kunn doch 'nen Minschen, de so wat von mi seggt, nich gram sin, „un denn will'n mi nu mal dat leyt Bild of upführen,“ denn it dacht', it würd' nu noch'n por Lustwagen vull Auerkenning tauverbeinen.

Ach, wenn it doch dit nich dahn hadd, wat för'n Unglück, wat för Schimp und Echan'n hadd it von Ol-Muß un von minen Kopp aswen'nt! Min Nam' wir nich up ewige Tiden inschreiben mit füerige Bankflawen in dat swart Bank von de Menspegels un slichte Minschen, womit Ollern ehre



Rinner gruglich maken, un ik swevt' möglicher Wis' un up Rosen un Vergifmeinnicht an de Hand von 'ne schöne Oll-Muzerin dörch dat Leben un dörch de Straten von de oll ihrwürdig Stadt, min Nam' wir nich de Beteiknung von alle Bosheit un Uverschamtheit, un hinner minen Rüggen wiren nich so vel Injurien fallen, dat einen de Hor tau Barg stahn können.

Awer dat is so in de Welt! Grad wenn de Minsch 'ne Sat am besten tau maken denkt un wenn hei glöwt, dat nu sin Goren vull luter schöne Blaumen stahn fall, denn kümmt de Düvel un seit Netteln un Unkrut dormang. So gung mi dat, un ik leggt mi süßst Fautangeln, as ik min Helden up de Bühn in schöne Gruppen bröcht. Wo interessant hadd ik mi allens utdacht, wo sinnvull hadd ik allens ornd't! Vöran stunn de grün Nasenbank, de Discher Bartel un ik ut twei Stäul tausambugt un mit 'ne Friesdeck äwerdeckt hadden; Durnröschen lagg dorup hengaten, den lütten nüdlichen Kopp mit de goldgelen Hor up den linken Arm, de säuten Lippen halv open un de blagen Ogen in'n Slap slaten; de königlichen Cellern in twei grote Armstäul, un ringsüm all de annern. Un vör de schöne Lowise stunn Bernhard Doppelmann as Prinz mit'n groten Schlapphaut, mit de langen isern Spur'n, mit den langen Degen un mit den dicken, swarten Snurrbort, den hei sich ankliffert hat, wil em Mutter Natur mit Hor unner de Näs' man swat bedacht hadd. En beten scheit un krumm stunn hei, dat is wohl, un wenn ik dat anners seggen süll, denn müßt ik leigen, äwer hei sach doch sühr ritterlich ut, un de recht Hand stüt't hei up de Nasenbank, un mit de anner Hand sat't hei an dat Griff von sin Swert, as wenn hei en Linkpot wir un dat Ding ruttreden wull.

Un nu gung de Musit hinner de Kulissen los, ganz lising, lising, un so säut, as wenn de ganze Welt inslapan süll, un dat Licht föll up Lowise, un sei lagg dor, as en Engel; ick segg Sei, de Grupp was tau schön, un ik makt nü all farig, taulekt rut taukamen, wenn ick ropen würd, un min Kumpment vör de geihrt Versammlung tau maken, äwer dat süll anners kamen, as de Snieder seggt, dunn hadd hei sine Fru schachten wullt, äwer sei hett em de Zack vull slahn.

Ik segg dat för gewiß un dor will ik 'nen körperlichen Eid up asleggen, dat de Leiw an all Anglück up de Eed schüllig is; uns taum wenigsten hett sei ornd'tlich inscept, un dat kamm so: Bernhard Doppelmann hadd sik Maud un Vergetenheit för sin Leiwswaidag in 'ne Buddel Rheinwin drunken, un dit Gedränk was em in de Faut gahn un tau Kopp stegen, un hei künn nu gornich tauwen, bet hei sik äwer Lowising büden un ehr den Ruß gewen

künn. Sin Leiw gläucht nich mihr, ne, sei was as en füerspuckend Barg, un wenn 'ne Leiw irst in den Taufstand is, denn is dat düvelmäsig swer, mit ehr taurecht tau kamen. Awer wat fall ik noch lang mit so 'ne Würd üm de Geschicht rümgahn, as de Katt üm de heite Melk; ik will leinwer glif vertellen, woans de Sat en En'n namm un ik in Schimp un Schan'n kamen bün. De Börhang was upgahn. Durnröschen lagg in Slap, un Bernhard Doppelmann hadd sik dal bückt, stüt't sik up de Nasenbank un fel ehr nipping in de blagen Ogen. Dor würd de Leiw starcker as dat Nahdenken — denn dat was bi em äwerdem de swadst Sid — hei vergat, dat hei in desen Ogenblick gar kein lewig Minsch, ne, von Rechtswegen man blot en Bild was, hei dacht nich doran, dat min Ihr von desen Abend, von dit Bild abhängig was, hei bückt sik deip un deiper, hei stüt't of sin anner Hand up de hakermentsche Nasenbank, un ik ward ganz rod bet unner de Hor (hir möt ik of all jung' Mamsells bidden, desen Satz fortweg uttaulaten un nich tau lesen, denn de Geschicht is tau schanirlich) hei gaww lüt Lowising 'nen richtigen, dägten, säuten, langen, sürigen, apenbaren Ruß up de Krallen-Lippen. Awer dor —

Zwischen Lipp' und Ketscherand  
Schwebt oft dunkler Mächte Hand —

knack, knick, knack, bumms, plauz! seggt de höltern Nasenbank, wil sei dat Gewicht von den ganzen verleivten Minschen up enmal nich dragen kunn, un dor lag sei, nämlich de Bank, un sei, nämlich Lowising, un hei, Bernhard Doppelmann. Pilgrad fohrt König Heinemann tau Höcht, pilgrad sprung de Königin up, dat ehr de Kron von'n Kopp slog, pilgrad sprungen all de annern up, de Hofdamen krieschten, de Taufhüvers lachten, Lowise schrigt un Doppelmann stökt'. Dat was ungefähr so, as dat woll bi de Sünnfluth in Watting Noah'n sinen Kasten west is. De Lüd' drängten, drückten, schrign, quieften, repen, quieschten dörch enanner, ganz Oll-Muz was in Upruhr, as wenn sei all dun wiren. Öllern, Swestern, Sähns, Unkel, Bräuder, Brudlüd', Bettern, Nichten, Fründ un Fınd söchten sik, besäuhnten sik, larnten un schullen, un de oll Pommerich, de mal binah up't Gymnasium kamen wir, wenn hei nich all vörher hadd ut de Schaul afgahn müßt, wil hei sik nich mit de Arbeit verdragen kunn, rep ganz lud up Latinsch: „Firniss coronat opium, das kommt von die gelahrten Herren her!“

Plümcke böhrt nu Lowising in de Höcht, Doppelmann höll sich den Kopp, denn hei hadd 'ne düchtige Brusch afkregen, Unkel Kießstahl satt mit'n Faut in de Königin ehr Diadem un kunn't nich loskrigen, Fru Sträbing sprüt't Olekolong' üm sik rümme, un ehr säwen Döchter wullen ümmer awesselud in Ahnmacht fallen. Ik äwer stunn dor



einsam un verlaten in den Wirrwar, utslaten ut de minschlich Gesellschaft; keine rettende Hand namm sit miner an, kein fründlich Blick föll up mi, ja, Frau Rektor Heine tog sogor Frau Grashow'n von min Sid furt, as wenn if en giftig Undirt wir.

Geknickt as 'ne afreten Lils' up'n Feld stunn if dor, dat Hart vull Weihdag, un fel de Awerrest von minen nigen Haut an, den etliche twintig Bein in den grauen Grund peddt hadden, äwer taulegt sach if 'ne Dör, de up was, un if ritschte ut, if sep dorvon, as wenn de will Jagd hinner mi wir. — — —

Un wedder was dat Abend, grad Bihnachterabend, wo jedwederein sin Bescheerung kreg, un if satt einsam in min Stuw. Um mi danzten allerlei Däwelsgehalten, schunkelten sit Gespenster, de drogen all Gesichter von de lütten Ol-Mugerinnen, dunn gung up einmal de Dör up, un Bernhard Oppelmann stört'te rin, föll mi um den Hals un rep: „Dotterken, Dotterken, Sei sünd de brawst Minisch unner de Sümm, un if bün de glücklichst. Lowifung is min, sei hett „ja“ seggt. Un hir heww

if Sei of mat mitbröcht“, un dormit tüht hei 'ne grote Popp, 'nen Hampelmann von Päperkaufendeig, ut sinen Pallitot.

„So,“ säd if ruhig, un if möt ihrlich seggen, dat mi dat dörcht Hart gung as Zwersucht, „sei hett ja seggt; woans is dat denn kamen?“

„Wil if doch de Bank intwei drückt hadd, gung if den nechsten Dag tau ehr, min Entschuldigung vörtaubringen. Sei was allein in de Stuw, en Wurd gaw dat anner, un 'ne Viertelstun'n dorup was if erhürt, geleiw't, seelig un —“ Klinglingling gung de Klock an min Husdör.

Klapp! Klapp! Kloppt dat an de Stuwendör. De Breiwdräger kamm un bröcht mi 'nen Breiw. If makt up. Unnerschrift: Senater Tüker. Un wat stunn in den Breiw? „Herr Dokter! Sei hewwen den Frieden in uns' Stadt stürt; Sei warden inseihn, dat wi för Sei keine Zympathie mihr hewwen können. Mit Achtung Ehr Tüker.“

„Dat is dat En'n,“ säd if weimäudig tau Oppelmannen, de mi de Hand gaww, „Sei hewwen 'ne Brud un Ehr Ol-Mutz, äwer wo bliw if?“ —

## Die Buche.

Von Frida Schanz.

Saublos steht der Buchenstamm  
In des Waldes Schattenhallen,  
Während weich und wundersam  
Doch des Maien Düste wallen.

Welch ein Sturm das Herz ihm brach,  
Welche Gluthen ihn durchlohten —  
Keiner, keiner fragt danach,  
Keiner trauert um den Toden!

Nur ein Blüthenglöcklein flücht  
Wurzeln in die starre Rinde, —  
Rührend wie ein Todenlicht  
Schwankt sein blaßes Haupt im Winde!







## Allgemeine Rundschau.

Der Zimmergarten. Die Liebe zu den Blumen, zu den Pflanzen überhaupt, gewinnt immer weitere Kreise, so ungefähr sagten wir schon in der Vorrede zu unserer, vorige Weihnacht im Buchhandel erschienenen „Zimmerflora“; in demselben Maße werden schöne, aber längst vergessene Pflanzen aus ihrer Verborgenheit hervorgeholt; sie werden wieder beliebt und von neuem weiter verbreitet; neue Pflanzen aus Nord und Süd, aus Ost und West werden fortwährend eingeführt, neue Formen durch die Kunst gebildet; Kunst und Wissenschaft schreiten unaufhaltsam weiter fort; neue Beobachtungen und Erfahrungen über die Natur der Pflanzen und damit über die Pflege derselben werden zuerst im engeren Kreise der Gelehrten und Fachgenossen bekannt, drängen sich in die weite Welt und erleichtern, sichern das Gedeihen auch unserer Liebhaber, der Pflanzen und Blumen im Zimmer, selbst bei der Pflege durch den Laien, der sie liebgewonnen hat und sich von ihnen nicht trennen will. Diesem Drange Worte zu leihen, ist der Zweck, zu welchem die Redaktion dieser schönen Blätter uns einen, wenn auch nur kleinen und selten bereiten Raum zur Verfügung gestellt hat.

Die nun und später folgenden Zeilen haben aber noch einen andern Zweck als den, die mehr als 40jährigen Erfahrungen eines praktischen Gärtners und Lehrers des Gartenbaues in weite Kreise zu tragen: sie sollen auch anregen zur Erziehung und Pflege der Pflanzen im Zimmer, in welchem sie nicht nur der Liebe zu den Blumen dienen, sondern auch Nutzen stiften sollen.

Hier und da sind nämlich Heilanstalten für Brusttrante entstanden, für welche der Aufenthalt in den mit lebenden Pflanzen geschmückten Räumen ein Heilmittel ist, wie die sogenannten Wintergärten in Dr. Brohmer's Heilanstalt Görbersdorf in Schlesien, die in Falkenstein im Taunus u. a. beweisen; wer aber nicht geneigt oder noch nicht gezwungen ist, solche Heilanstalten als letzten Hoffnungsanker zu benutzen und der sich deshalb sein eigenes Heim zur Heilanstalt wird einrichten wollen, indem er seine Wohnräume mit lebenden Pflanzen ziert, und diese selbst pflegt, dem wird vielleicht mit einigen Rathschlägen über die Behandlung solcher Pflanzen gedient sein.

Wenn wir dem geneigten Leser dann und wann eine Gruppe von Pflanzen oder ein einzelnes Mitglied derselben vorzuführen uns erlauben werden, so müssen wir uns heute auf einige Haupt-Grundsätze beschränken, nach denen die Zimmerpflanzen angezogen und behandelt werden sollen.

„Ich kann sie kaum erwarten,  
Die erste Blum' im Garten,  
Die erste Blüth' am Baum.  
Sie grüßen meine Lieder“ — —

So ungefähr singt wohl manche liebliche Maid mit Vater Goethe, wenn sie ihre Liebliche, die „Blumenstöcke“, betrachtet, die unter dem langen noch heute am 13. März streng herrschenden Winter mehr leiden als der mehr widerstandsfähige Mensch, mehr leiden, besonders wenn sie einen ungünstigen Standort einnehmen.

Denn nicht jedes Zimmer ist für jede Pflanze geeignet, weil diese, mit wenigen Ausnahmen, das Licht mit dem Lichtspender, die Sonne, und frische, gesunde Luft liebt; sie fordert auch wohl eine Temperatur, welche sie die Heimath vergessen macht. Das ist nicht immer das warme Wohnzimmer, sondern auch ein milder warmer, selbst ein kalter, wenn auch frostfreier Raum. Viele unserer liebsten Pflanzen begnügen sich selbst mit dem dunklen, immer aber frostfreien Keller.

Im Allgemeinen stehen unsere Pflanzen am besten in einem nach Osten oder Westen gelegenen Wohnzimmer, dem die durch Fensterscheiben verstärkte und deshalb schädliche Mittagssonne entzogen ist; liegt das Zimmer nach der Mittagsseite zu, so muß man durch Vorrichtungen zur Beschattung dafür sorgen, daß die Pflanzen in der warmen Jahreszeit von 10 oder 11 bis 3 oder 4 Uhr von der Sonne nicht getroffen werden. Diese Vorrichtungen bestehen in Rollvorhängen aus einem genügend festen Stoff, welcher aber die Sonnenstrahlen nicht ganz und gar ausschließt. Gut stehen die Pflanzen im Doppelfenster solchen Zimmers.

Aber der Raum zwischen den Doppelfenstern unserer neueren Bauten ist gewöhnlich sehr eng; man sollte ihn deshalb um einige Centimeter erweitern, nach außen oder nach innen oder auch beides, den Boden auch mit einem Zinkblech bekleiden und über diesem einen zweiten Boden anbringen, unter welchem zur Erwärmung des ganzen oberen Raumes warmes Wasser gehalten werden könnte, welches auf der einen Seite einzugießen, auf der andern Seite abzulassen wäre. Um statt Wasser erwärmen und länger warm bleibenden Sand anwenden zu können, müßte ein beweglicher Kasten vorhanden sein, den der betreffende Techniker wohl einzurichten wissen wird. — Die äußeren Fenster sind mit sogenannten Luftklappen zur Erleichterung des Luftwechsels zu versehen, die inneren aber sollten so weit beweglich sein, daß man den vollen Anblick des „Blumenfensters“ genießen, die Pflanzen aber genügend pflegen (puzen, gießen, überprüfen) oder im Winter ihnen, im Nothfall, die ganze höhere Wärme des Zimmers zukommen lassen kann. Statt der Schattenbedecken des Sommers befestigt man dicke und bewegliche Winterbedecken zum Schutz gegen die Nacht- und Morgenkälte an der Außenseite. — In solchem Doppelfenster gedeihen die meisten unserer Zimmerpflanzen sehr gut, und tragen die an den Wänden oder Fenstern emporklimmenden Schlingpflanzen außerordentlich viel zum Schmuck des Ganzen bei.



Für zartere Pflanzen wie Farne, Orchideen, Stannepflanzen („Fliegenfallen“) u. a. m. sollte man einen beweglichen Glaskasten bereit haben, der ebenfalls mit einem Doppelboden für warmes Wasser, mit Luftklappen und einer Oeffnung zur Herausnahme und Pflege der Pflanzen versehen sein sollte und der gewöhnlich dicht am Fenster steht, aber während besonders kalter Nächte mitten im Zimmer aufzustellen wäre. — Zum hübschen Aussehen eines solchen Kastens wie des Zimmerfensters trägt das grüne Moos sehr viel bei, das man im Walde oder auf der Wiese pflückt, um damit den Boden dicht zu bekleiden und die Pflanzen, mit oder ohne Töpfe, darin zu versetzen; sie erfreuen sich darin einer gleichmäßigen Temperatur und Feuchtigkeit, welches viel zu ihrem guten Gedeihen beiträgt.

Die Pflanzen müssen auch gegossen werden, aber niemals eher, als bis die Oberfläche des Erdbodens trocken geworden, wovon man sich oft durch Anfühlen mit dem Finger überzeugen muß, und immer nur mit Wasser von der Temperatur des Raumes, in welchem die Pflanzen stehen; wenn man gießt, dann geschehe es durchdringend. So lange die Pflanzen wachsen, wird man viel, während der Ruhezeit, gewöhnlich im Winter, nur wenig das heißt selten gießen dürfen. Außerdem müssen auch zuweilen die Blätter bespült werden, im Winter selten, im Sommer aber wohl ein- oder zweimal jeden Tag, Morgens und Abends, niemals mit kaltem, sondern immer mit „überschlagenem“, lauwarmem und durchaus reinem Wasser. Man benutzt zu diesem Zweck den sogenannten Thauspender oder Erfrischer, ein kleines handliches Instrument, das in jeder besseren Samenhandlung vorrätig ist.

Größere Pflanzen wird man im Zimmer selbst oder auf Tischen aufstellen können, welche letzteren sich dadurch zu „Blumentischen“ umgestalten. Man bildet in jedem Falle eine gleichmäßig abgerundete Gruppe zuerst von den größeren Pflanzen, eine Palme oder ein regelmäßig pyramidenförmig gewachsenes Nadelholz (eine „Conifere“) stets in die Mitte und höher als die andern, die kleineren Pflanzen unter und zwischen jene, wodurch die Gruppe ein lockeres und doch geordnetes, aber eben deshalb schönes Aussehen erhält.

### Zu unseren Illustrationen.

Lesendes Mädchen. Nach dem Gemälde von Ludwig Passini. Welche Arbeiten des berühmten Aquarellisten L. Passini wir auch betrachten mögen, ob er in ihnen volkstümliche Typen Venedigs: Wassermelonenverkäufer, Gemüsehändlerinnen oder Wasserträgerinnen, Schiffknechte oder Gondeliere, glänzende römische Prozessionen, psalmodierende und catechisierende Geistliche oder beichtende Sünder und vornehme Chorherren darstellt, immer empfinden wir, daß es vorzugsweise die nur dem Principe des Malerischen sich unterordnende Wahrheit ist, welche der Kraft Ludwig Passini's den ihr eigenen Reiz verleiht und sie vor Memoirtheit bewahrt, an der schon so mancher hochbegabte Künstler zu Grunde ging. Wie selbst ganz gewöhnliche Vorgänge durch den Pinsel Passini's künstlerische Bedeutsamkeit gewinnen, das zeigt die in diesem Hefte enthaltene Reproduktion des in Allem so überaus einfachen und doch so ungemein ansprechenden Bilde des lesenden Mädchens unseres genialen Meisters. Die Zahl der Bilder, welche Romane oder Briefe lesende Damen, in Albums und Illustrationswerken blätternde niedliche Badisichchen und dergl., darstellen, ist Legion, aber die wenigsten dieser Schönen thun das wirklich, was sie ihrer Haltung nach zu thun scheinen, nur ihre Augen sind auf das Papier gerichtet, Herz und Verstand dabei nicht theilhaftig. Wie ganz anders weiß Passini's „lesendes Mädchen“ zu fesseln, das dem Kindesalter kaum entwachsen,

in die eine neue Welt ihr eröffnende Lectüre sich so vertieft hat, daß man getrost in das Zimmer treten könnte, ohne von ihm bemerkt zu werden. In diesem der Wirklichkeit abgelauichten, seelisch nachempfindenden Moment liegt der Zauber dieser einfachen Darstellung. Bianca liest wirklich! Störe sie Niemand, damit das, was sie so ganz erfüllt — denn schlechte Bücher kommen nicht über die Schwelle dieses Hauses — in ihrem unschuldsvollen Herzen Wurzel schlägt und der Augenblick des Zufalls gute Früchte trägt.

Der Bravo von Meissonnier. Die Sonne des großen Jahrhunderts strahlte noch in ihrer Morgenröthe, und die Sonne des Jahres glänzte erst über Lenzesknospen. Es war ein Maientag gegen Ende der Regierung Sr. Eminenz des Cardinals von Richelieu, welcher alle grünen Blätteraugen zum Löffeln brachte, alle Klappeln der vielgerühmten Stadt Paris in eitel Gold umwandelte und die ganze schöne Welt eben dieser wohlgerühmten Residenz auf die Straßen und unter die Bäume der reimparts lockte. Alles was vornehm und reich war, was eine Carrosse, einen Läufer, ein gepuhtes Pferdchen, ein vergoldetes Wehrgehäng, oder einen Fagen zum Schlepptragen hatte, wimmelte da im ersten Maientstrahle unter den noch laublosen Bäumen der place royale dahin. Daß Einem wohl die Augen übergehen mochten, wenn diese Augen weniger falkenartig waren wie die des altlichen Schnapphahns, welcher im tiefschattigen Thorwege des Hotels Combalet stand.

Und ein echter Schnapphahn war er, der Capitän Matamor, wie man ihn nach dem Eisenreiser in den Komödien des Hotels de Bourgogne zubenamset hatte, so daß man darüber seinen wirklichen Namen Clauderet ganz vergesse.

War Capitän Matamore ein Soldat? Sein langes Napier behauptete es. Bei welchem Regimente? Das wußte Niemand. Welche Schlachten hatte er mitgemacht? Ja, wer hätte das sagen können?

Er war ein Kriegsknecht für die Schlachten, welche in den Gassen geliefert wurden, an den Ecken einsamer Höfe, am Ausgange schmutziger Kneipen; er diente Jedem, der ihn zahlte, und sein Feind war Jeder, der aus dem Wege zu räumen war. Er hatte eine rothe Nase vom schlechten Wein, und lebergelbe Wangen von der Niedersicht, einen Mund voller Flüche und eine Seele, die so zerfetzt, durch alle Pfützen gezogen, blutbesetzt und in Noth getreten war wie eine eroberte Fahne. Wo lebte er? In Winkeln, hinter Thorflügeln, in Mauslöchern, in den Spielzimmern der Winkelnkneipen. Er hatte ein Sammtwamm's, so schäbig als wenn man damit die Stiegen eines Tripots geschauert hätte, Bleinkleider, auf denen jedes Lafter seine Marke zurückgelassen, einen Halschild, so zerhaut wie eine Carbonade und Taschen, zerrissen wie ein Hergentleid bei der Heimfahrt vom Blockberge.

Da stand der würdige Capitän Matamore und schaute aus dem Schatten auf die im Sonnenlichte draußen fahrende, reitende und wimmelnde Menge hinaus.

— „Seine Eminenz in der Sänfte!“ — murmelte er. „Wie die Gardien sich da drängen, und die Trabanten und die Lakaien — ärger, als wenn der König in seiner Carrosse angefahren kommt. Freilich! Was ist auch der König gegen den Herrn Cardinal! . . . Und doch, Herr Cardinal, was wäret Ihr ohne mich? Längst wäret Ihr von Eure Höhe gestürzt durch den empörten Adel, wenn ich's nicht von Zeit zu Zeit übernehme, diese tollköpfigen, ehrgeizigen Herzoge, Prinzen und Fürsten zu einer Kauferei, zu einem Duell gegeneinander zu hegen in ihren Kneipen, so daß Ihr dann nur zuzugreifen und die, welche Euch lästig sind, auf's Schaffott schicken könnt — haben sie sich doch gegen das Duellverbot vergangen. Ja, Eure Eminenz,



wenn ich nicht wäre, würdet Ihr nicht mehr so gnädig herausniden aus Eurer Sänfte! — Und dort, Messire Ternaux, der Commandant von Paris, wie stolz er auf seinem Pferde sitzt! Ei, Messire, wodurch seid Ihr denn zum höchsten Soldaten unserer Residenz avancirt? Durch meine Venigkeit? Mich hast Du engagirt, den vorlauten Sergeanten niederzumachen, welcher Mylord Buckingham ertappte, als er sich aus den Gemächern einer allerhöchsten Dame schlich. Für den Degenstoß, den ich dem Plauderer im Morgengrauen in der rue d'Héron versetzte, wurdest Du als „Ketter der Königin“ zu Deinem Posten erhoben. Und dort der schöne Herzog von Roquemaure mit seiner järtlichen Gattin! Ei, Du girrendes Liebespaar, Ihr hättet Euch nie freien können, wenn mich Monsieur von Roquemaure nicht beauftragte, Deinen ersten Gemahl in eine Kauferei zu verwickeln und denselben zu expediren. Und dort, der kleine Prinz Duéméné, das blasse, liebe Kind, der reichste Erbe von Paris in seiner vergoldeten Carrosse! Was wärst Du, wenn ich nicht Deinen Stiefbruder auf Anstiften Deiner gnädigen Mutter hätte — verunglücken lassen auf der Jagd von Nemours, so daß Du die Millionen und den Titel erbestest? . . . Eure Eminenz, Monsieur General, Madame Herzogin und Monseigneur Million . . . Wer hat Euch zu dem gemacht was Ihr seid, oder Euch verschafft, was Ihr habt? . . .“

Zu Sonnenschein draußen prahlte und lächelte die vornehme Welt und bildete eine lustige Komödie für den stillen Beobachter im Thorwege. Capitän Matamore lachte laut auf.

E. M. Bacano.

Abendgebet. Nach dem Gemälde von F. Roubaud. Man macht sich von der mohammedanischen Religion gewöhnlich eine sehr falsche Vorstellung und meint, sie damit abzuthun, wenn man sie als eine Religion der Sinnlichkeit und des Fatalismus bezeichnet. Dies ist aber keineswegs der Fall, und wer längere Zeit im Orient gelebt und dabei Gelegenheit gehabt hat, die Mohammedaner näher kennen zu lernen, bekommt einen ganz anderen Begriff von ihnen, und zwar entschieden zu ihren Gunsten.

Die eben angedeuteten Glaubenselemente bilden, namentlich von unserem christlichen Standpunkte aus, die Schattenseiten des Islam, aber sie treten zurück gegen manche wahrhaft erhebende Lichtseiten desselben. Vier Gebote sind es hauptsächlich, die der Koran den Gläubigen als strenge Gesetze einschärft und ohne deren Befolgung ihnen das Paradies des Jenseits verschlossen bleibt: das Gebet, das Almosengeben, das Fasten und die Wallfahrt nach Mekka zum Grabe des Propheten, und von diesen vier Geboten sind die zwei erstgenannten die wichtigsten. Das Gebet steht unter diesen beiden wieder obenan, und wer einen gläubigen Mohammedaner nur einmal hat beten sehen, kann sich eines Gefühls von Ehrfurcht unmöglich erwehren.

Der Koran schreibt seinen Bekennern ein fünfmaliges Beten täglich vor, wobei freilich ein Theil der Nacht mit hinzugerechnet wird, denn um zwei Uhr nach Mitternacht steigen die Mueddin (die Gebetrüfer) auf die Minarete der Moscheen und rufen laut in die schweigende Nacht hinaus: „Betet! Gebet ist besser denn Schlaf!“ Der Eindruck, den dieser gefängähnliche Ruf hervorbringt, ist für den Fremden, der ihn zum ersten Male hört, von ergreifender Wirkung. Der Gläubige, der ihn vernimmt, verläßt sein Lager, spricht die vorgeschriebenen Verse des Korans und legt sich wieder nieder.

Mit dem gewöhnlichen Gebet am Tage, und zwar Morgens, Mittags und Abends, welche Zeiteintheilung dem katholischen Angelus entspricht, ist die Abwaschung (das Wudu) verbunden, die vorhergehen muß, damit das Gebet Gott wohlgefällig sei. Diese Abwaschung, wenn man sie auch noch so oberflächlich vollzieht, indem man Gesicht und

Hände leicht hin mit etwas Wasser bespritzt, darf durchaus nicht unterlassen werden; deshalb befindet sich auch im Vorhof einer jeden Moschee ein Bassin oder ein laufender Brunnen . . . „rein muß die Seele sein,“ sagt der Koran, „wenn sie mit Gott redet.“ Wo das Wasser fehlt, etwa in der Wüste oder sonstwo, darf der Gläubige einige Finger指尖 voll Sand oder Erde nehmen, um der Vorschrift zu genügen, aber man sieht daraus, wie wichtig dieselbe ist.

Ebenso soll auch der Ort, wo das Gebet verrichtet wird, rein sein, weshalb jeder Mohammedaner einen sogenannten Gebetssteppich hat, den er vor sich auf dem Boden ausbreitet, wenn er beten will. Dieser Teppich ist bei den Reichen oft sehr kostbar, wie Goldbrokat, und in der Mitte ist dann das Bild der großen Moschee zu Mekka eingewebt; ihn mit den Schuhen oder Pantoffeln zu betreten, wäre eine große Profanation. Deshalb legt auch der Beter immer vorher seine Fußbekleidung ab und betet in Strümpfen oder mit nackten Füßen. Auch der Arme ist mit einem solchen Teppich versehen, und wäre es nur eine abgenutzte, halb durchlöcherete Matte; und wenn er selbst die nicht hat, so bittet er einen Freund und Nachbar darum, und man darf die Bitte nicht abschlagen.

Schließlich ist auch die Richtung, das heißt die Himmelsgegend zu beachten, nach welcher der Beter sich wendet, nämlich nach Mekka hin, zur Kaaba, dem Grabe des Propheten, dem größten Heiligthum der islamitischen Welt. Für Aegypten und überhaupt für ganz Afrika ist es mithin der Osten, „wo die Sonne aufgeht“; für die Mohammedaner Asiens dagegen der Westen, denn man darf nicht vergessen, daß über fünfzig Millionen Befenner des Islam in Asien wohnen, und auf der ganzen Erde nach einer neueren, allerdings ziemlich unsicheren Schätzung gegen hundert und vierzig Millionen.

Charakteristisch ist ferner die Ungezwungenheit, man möchte sagen, die Angenetheit, mit welcher der Mohammedaner seine Gebete verrichtet. Mitten in den vollreichsten Straßen, z. B. in Cairo, oder in dem buntesten Gemüth der Bazare . . . die helle Stimme der Mueddin erschallt aus der Höhe, und sofort legt der Handwerker, der in seiner offenen Werkstatt arbeitet, das Geräth aus der Hand, ebenso der Kaufmann oder Händler die Waare, unbekümmert um den wartenden Kunden. Er breitet seinen Teppich aus, stellt sich mit dem Gesicht nach Osten darauf, benezt sich mit Wasser, erhebt die Hände und verneigt sich dreimal tief, sodas die Stirn den Boden berührt; dann spricht er das Gebet der Tageszeit, bleibt noch eine Weile auf den Knien liegen, erhebt sich, rollt seinen Teppich wieder auf und setzt nun die unterbrochene Arbeit oder das angefangene Gespräch fort. Um die Mittagszeit kann man sie so zu vielen Hunderten überall beten sehen und Niemand nimmt weiter Notiz davon. Viel Neußerlichkeiten und bloße Formen mögen wohl dabei mit unterlaufen, aber es macht doch einen wohlthuenden Eindruck, und warum sollten nicht viele es aufrichtig meinen und ein wirklich frommes Gebet gen Himmel senden?

Zu jeder größeren Karawane gehört ein „Gebetmacher“, welches Amt oft der Anführer selbst übernimmt. Beim Aufbruch in der Frühe, bei der Raft an der Cisterne um die Mitte des Tages, beim Aufschlagen des Nachtlagers im Vollmondschein — jedesmal ertönt der ernste Ruf: „Allah akbar!“ Gott ist groß! . . . Sie steigen herab von ihren Kameelen, neigen sich, nach Osten gerichtet, und sprechen: „Allah schützt und bewacht die Guten auf ihrer Fahrt und wendet die Noth wenn man ihn anruft.“ Mancher christliche Reisende könnte sich daran wohl ein Beispiel nehmen.

Auch der einzelne Reisende, der Beduine oder der arabische Kaufmann, der auf seinem treuen Pferde einen Wüstenritt unternimmt, vergißt das Gebet nicht. Als er



am Morgen vor Sonnenaufgang beim bleichen Sternenschein die Seinigen verließ, riefen sie mit ihm Allah zum Schutz an; jetzt wo er heimkehrt und vielleicht später als er gedacht, überrastet ihn der Abend und die Stunde des üblichen Gebetes. Er steigt ab von seinem Thier, das, gleichfalls ermüdet, sich nach dem Futter und Lager sehnt, legt Schuhe und Waffen ab und erfüllt als guter Moslim seine Pflicht, von keinem menschlichen Ohre vernommen, aber, wie es im Koran heißt: „der Odem des Allmächtigen weht auch durch die Wüste und das Auge des Herrn ist überall.“ Prof. Ebeling.

### Miscellen.

\* Der Oberjägermeister des Kaisers Napoleon I. war Alexander Berthier. Er war leidenschaftlich für die Jagd eingenommen und überließ sich diesem Vergnügen lieber, gleich einem reichen Privatmanne, auf seinem Gute Groß-Bois, als, wie sein Posten es heischte, in der Gesellschaft des Kaisers bei Hofjagden. Eine solche war bestellt; Berthier kam zum Lever des Kaisers und dieser fragte: „Was ist es für Wetter?“ — „Schlechtes, Sire.“ — „Und die Jagd, wie wird es damit werden?“ — „Schlecht, Ev. Majestät. Die Hunde werden keine Rase haben.“ — „Sie soll abbestellt werden.“ Der Befehl wird sogleich gegeben. Um elf Uhr geht der Kaiser zum Frühstück zu der Kaiserin. Die Sonne schien hell und klar; sie kamen überein, mit Berthier einen Spaziergang zu machen. Er soll geholt werden, und der Kaiser vernimmt nicht ohne Staunen, daß er nach Groß-Bois auf die Jagd gegangen sei. Hätte der Kaiser seinen Oberjägermeister nicht so geliebt, so wäre dem letzteren der Ehre, dessen Opfer Napoleon geworden, wohl nicht gut bekommen; so lachte der Kaiser und nahm sich vor, in Hinsicht des zur Jagd günstigen Wetters sich künftig auf sein eigen Urtheil zu verlassen.

\* \* \*

Wer von uns hat in jungen Jahren nicht einmal mitgesungen oder mitgemacht:

„Rundgesang und Nebenast  
Lieben wir ja alle“ —?

Wer von den Alten schmunzelt nicht, wenn er gelegentlich aus jungen Kehlen anstimmen hört:

„Es geht ein Rundcomment  
An unserm Tisch herum“ —?

Nun, diesen Allen, glauben wir, wird es willkommen sein, in dem nachfolgenden Volksliede aus der Reformationszeit den Ahnherrn der deutschen Rundgesänge, einen modernen Gefellen, kennen zu lernen:

### Trinklied.

Frisch auf, gut gell, laß rummer gan!  
tummel dich, guts weinlein!  
Das gläslein soll nicht stille stan,  
tummel dich, tummel dich, guts weinlein!  
Er sezt das gläslein an den mund,  
tummel dich, guts weinlein!  
Er trunks heraus biß auf den grund,  
tummel dich, tummel dich, guts weinlein!  
Er hat sein sachen recht getan,  
tummel dich, guts weinlein!  
Das gläslein soll herummer gan,  
tummel dich, tummel dich, guts weinlein!

\* \* \*

Charakteristisch ist es, daß in den mittelalterlichen resp. späteren, sogenannten englischen, Comödien alle Nationen der stehenden komischen Figur den Namen ihres Lieblingsgerichtes gegeben haben. So heißt dieselbe in den Niederlanden „Pidelhering“ oder „Junter Stodfisch“, in

Frankreich „Jean Potage“, in England „Jack Pudding“, in Italien „Signor Macaroni“ und endlich in Deutschland „Hans Wurst“, ein Wort, das Luther in die Schriftsprache eingeführt hat, indem er seinen Gegner den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel also betitelte. Uebrigens hat sich ein Rest jenes Brauches bis in unsere Tage erhalten, denn in Pommern und Mecklenburg hieß in den fünfziger Jahren ein beliebter Puppenspieler beim Volke „Johann Didmelt“.

### Technisches.

Künstliche Aufbesserung des Klimas Nord-Amerikas. Unseren Völkern jenseits des Oceans ist es längst ein Dorn im Auge, daß beispielsweise New-York, welches unter demselben Breitengrade liegt, wie Neapel in Bezug auf Klima nicht besser gestellt ist, als etwa Stockholm, und daß England, obwohl unter demselben Breitengrade wie Labrador gelegen, den Frost eigentl. nur dem Namen nach kennt. Die Ursachen dieser betrübenden Misklichkeit sind erwiesen. Europa's Westküste steht unter der Einwirkung des warmen Golfstromes, während sich zwischen diese Strömung und Amerika's Ostküste ein breiter Strom kalten Wassers schiebt, der direkt vom Nordpol kommt und zum größten Theil durch die 16 Kilometer breite Velle-Isle-Straße zwischen Neufundland und dem Festlande fließt. Dieser bedauerliche Umstand hat einen Amerikaner Namens Goodridge auf den überkühnen Einfall gebracht, die genannte, höchstens 150 Fuß tiefe Straße durch einen Damm abzusperren, und damit den Polarstrom von Amerika's Küste abzulenken, bezw. in den Atlantischen Ocean zu dirigiren. Steine zum Bau des Dammes sind an Ort und Stelle in Ueberfluß vorhanden, und das ganze Werk würde höchstens 160 Millionen Mark kosten, eine Kleinigkeit dem damit zu erreichenden Zwecke der Freihaltung des Lorenzstromes vom Eis und der Aufbesserung des amerikanischen Klimas gegenüber. Somit wäre Alles sehr schön. Es fragt sich aber sehr, ob der abgelenkte Polarstrom den Golfstrom nicht derart von dem altgewohnten Wege abbringen würde, daß er Europa nicht mehr erreicht, in welchem Falle wir ein sibirisches Klima bekämen. Da würden denn doch die europäischen Staaten gegen den Damm ein kräftiges Veto einlegen und diesem Veto nöthigenfalls durch zahlreiche Kriegsschiffe Nachdruck verleihen.

Damit der Sache das possenhafte Nachspiel nicht fehle, ist übrigens gleich darauf ein anderer Amerikaner, Namens Server, aufgetreten, welcher den Damm als zu kostspielig verwirft und dasselbe Ziel wie Goodridge durch ein eigenartiges Mittel erreichen will. Er macht den Vorschlag, den Strom der Velle-Isle-Straße zum Treiben einer Anzahl Wasserräder zu benutzen, damit durch Reibung eine bedeutende Wärme zu erzeugen und mittelst dieser Wärme das Wasser des Polarstroms auf eine erträgliche Temperatur zu bringen!! Dagegen hätte Europa freilich nichts einzuwenden. Im Gegentheil. G. van Muyden.

Photographische Negative aus Pappe. Zu den interessantesten Erfindungen der Neuzeit auf photographischem Gebiete gehören die Pappnegative von A. Thiébaux in Paris. Wie unsern Lesern bekannt, hat die Erfindung der Trockenplatten, welche der Photograph erst später zu Hause zu entwickeln braucht, sowie die Verbesserung der Apparate zu Augenblicksaufnahmen der Reisephographie zu einem unerwarteten Aufschwung verholfen. Es kann jetzt Jedermann ohne Vorkenntnisse und mit Hilfe von Vorrichtungen, die an einen Revolver oder einen Operngucker erinnern, bezw. in der Reisetasche untergebracht werden können, in kaum einer Secunde Gegenstände aller Art, zu Studien- oder sonstigen Zwecken, photographisch aufnehmen. Die Sache hatte indessen bisher einen Haken.



Die mit einer Gelatine-schicht überzogenen Glasplatten sind ziemlich schwer und theuer, und überdies leicht zerbrechlich. Als ein wesentlicher Fortschritt ist es daher anzusehen, daß es dem Obengenannten gelungen ist, das Glas durch ein glattes Pappstück zu ersetzen, welches auf beiden Seiten mit der lichtempfindlichen Gelatine-schicht überzogen ist. Zu Hause angelangt, oder gar unterwegs trennt man die Schicht von der Pappe sehr leicht und legt eine Glasplatte unter, oder man hebt sie ganz ohne Unterlage auf. Von der Bedeutung der Sache für den Touristen erhält man einen Begriff, wenn man erfährt, daß 100 Pappnegative nur soviel wiegen, als ein Duzend Glasnegative. Die Pappnegative sind überdies sehr wohlfeil. So kosten zwölf Stück von 12 Centimeter Höhe und 20 Centimeter Länge nur 6 Mark. Die Pappnegative eignen sich für jeden photographischen Apparat. G. van Muyden.

### Sport.

Fred Archer. Der Jockey Archer hat mit seinem zehnten Siege in diesem Jahre die Gesamtzahl seiner Erfolge auf 2587 gebracht; es ist das dieselbe, welche G. Fordham nach 34-jähriger Thätigkeit im Sattel zu verzeichnen hatte. F. Archer ist erst seit 16 Jahren Jockey, benötigte also zu der höchsten Anzahl von Siegen, die bisher ein Jockey aufzuweisen hatte, nicht ganz die Hälfte der Zeit, wie Fordham.

Seltenes Jagdergebnis. Drei Schützen, die Herren Fürst Karl Trauttmannsdorf, Graf Ferd. Trauttmannsdorf und Graf Czernin, haben ganz allein in sechs Tagen auf der Herrschaft Jicie in Böhmen im letzten Winter einen Rebhock, 3420 Hasen, 3940 Kaninchen, 710 Fasanen und 70 Rebhühner, also in Summa 8141 Stück Wild gestreckt.

St. Gatien. Der durch sein todes Rennen mit Harvester im englischen Deoly des Jahres 1884 bekannte St. Gatien hatte sich kürzlich bei der Morgenarbeit mit seinem Reiter über schlagen und eine Lahmheit zugezogen. Der Hengst ist jedoch bereits wieder hergestellt und dürfte bald auf der Reitbahn erscheinen.

Mr. J. Beasley. Der als Herenreiter auf deutschen Bahnen wohlbekannte Engländer Mr. J. Beasley kam zu Punchestown mit Herrn D. Veshlsläger's Fuchsstute Jessica im Aldare Hunt-Plate zu Fall. Das Pferd brach ein Bein und mußte erschossen werden, der Reiter blieb jedoch unverletzt, aber am nächsten Tage stürzte er wieder zu The Curragh, wo er die Pferde während der Morgenarbeit ritt, und erlitt einen Beinbruch.

Trial Stakes in Wien. Das wichtigste Rennen während des Frühjahrsmeetings in Wien fiel an Graf Sztaray's Hengst Remember, dem Graf Tass. Kestetics' Virtuos und Bar. Springer's Budabu, vor mehreren anderen die Palme streitig zu machen suchten. Nach dem Ausfall dieses Rennens haben Remember und Virtuos die größte Antwortschaft auf das österreichische Derby.

### Aufgabe:

Aus folgenden 38 Silben:

aal är al an ar baum be beit del eich  
ein er fe hant le le man me mel möh  
müh na pfei pflan re roth ru sieb stamm  
tam tam tau te the trieb ur ver wein,

sind 19 zweifelhafte Wörter zu bilden und so untereinander zu stellen, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, drei verschiedene Bezeichnungen für die beiden Eltern ergeben.

Die einzelnen Wörter bezeichnen:

1. Gesellschaft. 2. Bejahrte. 3. Küchengerät. 4. Baum. 5. Jagdausdruck. 6. Mahlwerk. 7. Alter Baum. 8. Chines. Lärmzeug. 9. Vogel. 10. Waldbaum. 11. Getränk. 12. Baumfrucht. 13. Aufmunterung. 14. Rauchwerkzeug. 15. Theil eines Kleidungsstückes. 16. Gartenfrucht. 17. Thätigkeit. 18. Medicament. 19. Fischkörpertheil.

Auflösung folgt in Nr. 19.

### Auflösung des Silbenräthsels aus Nr. 15. Bescheiden.

### Welt-Telephon.

An den Wartenden in F. Es scheint mir sehr sonderbar, daß man bei Hebung einer körperlichen Last immer erst seine Kräfte untersucht, ob sie nicht für dieselben zu schwach ist und hingegen bei geistigen Lasten nicht auch die Geisteskräfte zu Rathe zieht, ob sie ihnen gewachsen sind. Wie Manden habe ich dadurch unglücklich und fränklisch werden sehen, daß er die Tiefen der Philosophie ergründen zu müssen glaubte, ohne einen philosophischen Kopf zu haben! Was denn jeder Mensch ein Philosoph von Profession sein? Mir scheint es vielmehr, daß dazu eine besondere Anlage der Organisation nötig ist und nur vielen Ausgewählten mag es belassen bleiben, die Grundtiefen der Philosophie anzuhängen und zu entwickeln, wir Andern wollen uns damit begnügen, philosophisch zu handeln und zu leben. So lag Hufeland in seiner Makrobiotik, unterzeichnet aber möchte sich erlauben, auf Ihren Fall angewendet hinzuzufügen: Es ist allerdings erfreulich zu sehen, wie sich unter der jungen Generation in Deutschland wieder philosophisches Interesse regt, wie eine Reaction sich geltend macht gegen die Mode, über Philosophen und Philosophie zu lachen und sie zu verachten und einseitig nur die Empirie und Naturwissenschaft zu preisen — das Ideal ist: Naturwissenschaftliche Bildung und Methode mit philosophischem Geiste und philosophischer Tiefe verbunden. Die wahrhafte innere Erneuerung Deutschlands kann ausgehen nicht von der Generation, die einst froh war, aus leeren Gehirnen und Sophistereien sich auf den festen Boden der Naturwissenschaft gerettet zu haben, und nun, wenn die Rede von Philosophie ist, sofort in Gedanken an Hegel und Schelling sich entzieht abwendet, sondern von der jungen Generation, welche die naturwissenschaftliche Basis als ganz selbstverständlich ansetzt und auf Grund dieser Basis sich neuen philosophischen Studien zuwendet, sich zuwendet einer Philosophie der That, welche statt der Verherrlichung des Wissens und Verstandes, die Vernunft und vernünftige Gestaltung des Lebens an ihre Fahne schreibt. Soweit, was Ihre Bestrebungen im Allgemeinen anbetrifft, die gewiß aus einem strebenden und begabten Geiste entspringen. Daß Sie nun aber sich selbst für nicht im Stande erklären, Ihre volle Aufmerksamkeit und Geshespannung auf einen Punkt und ein Problem zu richten, sich über Gedankenflucht und Sie belästigende Ideenassoziationen beklagen, ist durchaus kein alleinsehender Fall. Daran leiden sehr viele in unserer nervösen Generation. Das Mittel dagegen, fragen Sie?

Wenn man sich darauf stellt, einen Namen zu finden oder ein Räthsel zu lösen, so verlagert oft das Gedächtniß, so verweigert sich oft die richtige Ideencombination gerade bei der unnatürlichen Spannung des Willens darauf. Möglich, wenn die Gedanken ganz anderen Lauf genommen haben, wenn man es schon ganz aufgegeben hat, das Räthsel zu finden, stellt es sich von selbst ein, im leichten ungehinderten Spiel der Gedankenfläden. Dies ist Ihnen wohl auch schon oft so ergangen. Wenden Sie dies Beispiel auf Ihre ganze Geistes- und Gemüthsverfassung jetzt an! Lassen Sie auf Zeit die philosophischen Studien, wenden Sie sich einer bestimmten praktischen Thätigkeit zu, die dem Menschen durch ihren unmittelbaren Erfolg und Lohn Freude bringt; wenn Sie Naturwissenschaftler sind, machen Sie auf ganz engbegrenztem Gebiete eine Reihe von Beobachtungen, die Sie zusammenstellen und ordnen, so wird nach einiger Zeit auch der stürmische Bogenstrahl Ihrer Ideenassoziation sich legen und von selbst die Ruhe und die Sicherheit der Contemplation wiederkehren. Sie sagen außerdem: Der Arzt könne Ihnen nicht helfen, doch, doch auch: Wie ist Ihr Schlaf? gehen Sie täglich mehrere Stunden an die frische Luft, eine halbe bis ganze Stunde außerhalb der Stadt, leben Sie einsam? u. c., was man hier nicht öffentlich erörtern kann. Gern zu Ihren Diensten, wenn Sie sich persönlich wenden an  
Dr. med. H. Klenck, Dresden.  
D. A. Scholarenwinterlied ist ein frischer, frohlicher Sang und läßt nach Weiterem umhauen. Ist die Quelle schon verriegelt?

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Herausgeber: Eugen Frieze in Dresden. — Verantwortl. Redakteur: Jesko von Puttkamer in Dresden.  
Druck von Nepper & Wittig in Leipzig.